

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Oktober 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 4.

Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.
Bd. 9. H. 11. VI. 70.

(Fortsetzung.)

V.

Als der Graf am folgenden Morgen in gewohnter Weise seinen Geschäften nachging, bemerkte er mit Verwunderung, daß das Gefühl körperlichen Drucks auf dem Herzen, das ihn am vorhergehenden Tage so sehr beunruhigt hatte, verschwunden war. Ein so jäher Wechsel in seinen Empfindungen beschante ihn, und er dachte nun absichtlich an die verlorene Geliebte; aber seltsam, das Gefühl vom gestrigen Tage wollte nicht wiederkommen. Seine innere Stellung zu dem Vorgang hatte sich verändert. Es erschien ihm jetzt doch gut, daß er damals mit Valitia gebrochen hatte. Sie hätte sich in ärmliche Verhältnisse nie finden können, und ihr künftiger Gatte sollte ja ein lebenswürdiger Mann sein. Bolderkamp konnte auch heute nicht ohne Schmerz daran denken, daß es ihm nicht beschieden gewesen war, mit der Jugendgeliebten durchs Leben zu wandern; aber er dachte an sie mit sanfter Trauer, wie wir einer lieben Todten gedenken, die uns durch ein grausames Geschick entrisen wurde. Des Grafen erstes Gefühl über diese Empfindung war, wie gesagt, Verwunderung; aber die wich bald einer fast freudigen Erhebung, konnte er doch nun wieder wie bisher in warmer Zuneigung seines Weibes gedenken. Er dachte an die zehn schönen Jahre, die er, von ihr beglückt, an ihrer Seite durchlebt hatte; er dachte daran, daß er die Stellung, die er einnahm, den weiten Wirkungskreis, den er hatte, die Gastsfreundschaft, die er üben konnte, ihr verdankte; er dachte an ihre, wie er glaubte, zwar leidenschaftslose und ruhige, aber auch stets gleichmäßige und nachsichtige Liebe zu ihm, den edlen Ton, den sie seinem Hause verlieh, den klugen verständigen Rath, den sie ertheilte.

Dem Grafen wurde es warm ums Herz, und es eriafte ihn eine plötzliche Sehnsucht nach seinem Weibe. Er kehrte auf dem halben Wege zum Vorwerk Bergshof um und ritt zum Schlosse zurück, obgleich er sonst noch ein paar Stunden länger auszubleiben pflegte. Die Morgenkühle war noch nicht ganz

gewichen, und ein frischer Wind ließ den noch grünen Roggen zur Seite des Weges in bläulichen Wogen schwanfen. Dazu schien die Sonne so hell und die Vögelin sangen laut in den leise rauschenden Zweigen der Trauerbirken.

„Wo ist die gnädige Frau, Amalie?“ fragte der Graf im Vorjaal.

„Die gnädige Frau läßt im Leutezimmer alte Bilder abstauben.“ war die Antwort.

„Was für alte Bilder?“

„Die Bilder, die früher im grauen Zimmer hingen.“

„Ah, die für Fräulein Heinersdorf! Schön.“

Der Graf eilte weiter, Amalie aber blieb stehen und blickte ihm finster nach. „Also dazu waren die Bilder bestimmt?“ murmelte sie. „Arme gnädige Frau!“

„Schon zurück?“ fragte die Gräfin ihren Gemahl, als sie ihn eintreten sah. „Die Bilder sind übrigens schon fertig.“ fügte sie hinzu.

„Welche Bilder?“

„Die Stahlstücke aus dem grauen Zimmer.“

„Ach ja, Amalie sprach mir von ihnen. Nun, damit hätte es nicht solche Eile gehabt. Aber komm, ich habe Dir etwas zu sagen.“

Sie stiegen nun die Treppe hinan. „Was willst Du?“ fragte die Gräfin oben.

„Komm hierher,“ erwiderte der Graf, indem er auf ein kleines Sopha wies, „und setze Dich auf meinen Schoß. So, und nun sieh mich nicht so verwundert an. Ich bin einzig und allein deshalb früher nach Hause gekommen, um Dir zu sagen, daß ich Dich über alle Maßen lieb habe.“

Ueber das Gesicht der Gräfin flog es wie Sonnenschein. So hatten sie beide, sie und Amalie, gestern Abend doch nur Gespenster gesehen. Sie war innerlich voll Jubel, aber sie bewahrte äußerlich wie immer ihre gleichmäßige gemessene Haltung.

„Das war hübsch von Dir, daß Du kamst, Georg,“ sagte sie, indem sie ihn auf die Stirne küßte. „Komm immer zu mir, wenn Dich Dein Herz dazu treibt.“

„Dann würde es schlecht um die Wirthschaft stehen, meine Liebe,“ war die Antwort.

Zum Frühstück erschienen Alice und die Kinder. Die letzteren waren von ihrer neuen Lehrerin offenbar höchlich erbaut und schwanken ohne Ende. Der neue Liebhaber mußte doch zunächst wenigstens durch das Wort mit allem Interessanten, das es in Rotenhof gab, bekannt gemacht werden. „Und dann,“ fuhr Eleonore fort, „hat Amalie in ihrem Zimmer eine Tafel. Auf der stehen die Namen aller Dienstboten, die je bei Papa und Mama gebient haben, aller Diener, aller Kutsher, aller Mädchen, alle, alle. Sie sind auch schon eingetragen.“

„Ja, und Amalie hat hinter Ihrem Namen noch drei Kreuzchen gemacht,“ fügte Erna hinzu, „aber sie sagt uns nicht, was das zu bedenten habe.“

Alice erröthete über und über, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Ihr habt Euch falsch ausgedrückt, Kinder,“ bemerkte der Graf. „Amaliens Tafel enthält nicht nur die Namen der Dienstboten, sondern die aller Hausbewohner. Das ist ein Unterschied.“

„Wir stehen aber nicht darauf, Papa!“

„Nun, Ihr seid eben noch allzu kleine Leute, um als Hausbewohner gelten zu können.“

„Ja, das ist wahr. Was bedeuten denn aber die drei Kreuze?“

„Diese verdanken ihre Entstehung einem Aberglauben. Das Volk glaubt, daß, wer den Namen eines neuen Hausgenossen zum ersten Mal schreibt, ihm drei Kreuze beigegeben müsse. Dann haben die Hexen keine Macht über ihn.“

„Es gibt aber doch keine Hexen?“

„Nein, darum bezeichnete ich eben diese Sitte als Aberglauben.“

Nach dem Frühstück begaben sich Alice und die Kinder in den Garten. „Das war eine komische Scene,“ sagte die Gräfin, als die Thüre sich hinter ihnen schloß.

„Ich fand sie weniger komisch als überaus peinlich,“ erwiderte der Graf, indem er an der Klingelschnur zog, ungewöhnlich scharf. „Friedrich, sage Amalie, sie solle auf mein Zimmer kommen.“

„Aber, liebster Georg,“ rief die Gräfin, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, „laß doch Amalie aus dem Spiel! Du weißt ja, daß mit ihr nichts anzufangen ist.“

„Das weiß ich — bitte, laß mich — das weiß ich sehr wohl; aber die Tyrannei, die diese Person hier im Hause ausübt, nur weil sie das Unglück hat, Gouvernante sein zu müssen, mit einem Koch auf gleicher Stufe?“

„Aber, bester Georg, Du weißt doch sehr wohl, daß das bei ihr ein vergebliches Bemühen ist.“

„Ich will es doch noch einmal auf eine Probe ankommen lassen.“

„Ich bitte Dich, thue es nicht. Wir müssen sie nun einmal nehmen, wie sie ist. Wir können sie ja doch nicht fortschicken. Es wird wieder dieselbe Geschichte wie mit dem letzten Koch. Damals war sie auch im Unrecht, und doch mußten wir den Koch gehen lassen, und sie blieb.“

Der Graf wollte aufbrausen, hielt aber mühsam an sich und erwiderte, wenn auch mit zornbebender Stimme, so doch einigermaßen ruhig: „Ich verstehe Dich nicht, Ina! Steht denn auch in Deinen Augen eine Baronesse von Heinersdorf, nur weil sie das Unglück hat, Gouvernante sein zu müssen, mit einem Koch auf gleicher Stufe?“

„Nein, aber es handelt sich ja in diesem Falle auch nicht um die Baronesse Heinersdorf, sondern um die Gouvernante gleichen Namens. Du sagtest ja selbst —“

„Aber mein Gott,“ brauste der Graf auf, „Du wirst doch nicht behaupten wollen, ich hätte gesagt, diese freche Canaille dürfe —“

Die Gräfin trat zurück. „Entschuldige,“ sagte sie kalt, „ich

bedauere meine Einmischung. Bitte — geh — ich halte Dich nicht länger zurück.“

Der Graf griff rasch nach der Hand seiner Gemahlin und führte sie an die Lippen. „Verzeih, beste Ina,“ bat er. „Du weißt ja, ich bin so heftig. Aber dieser Ausbruch kam insofern zur rechten Zeit, als ich jetzt Amalie gegenüber gewiß nicht in Darnisch gerathen werde. Ich glaube Dir das versprechen zu können.“

„Warum willst Du dann überhaupt mit ihr sprechen. Es kann dabei doch nichts Gutes herauskommen.“

„Laß es mich wenigstens versuchen.“

„Wie Du willst.“

„Und Du bist mir nicht mehr böse, mein Herz?“

„Nein, Georg.“

Als der Graf sein Zimmer erreicht hatte, fand er Amalie schon vor. Sie blickte ihn finster und, wie es ihm schien, drohend an.

„Sie haben auf Ihrem Zimmer eine Tafel, auf der die Namen aller Dienstboten des Hauses verzeichnet haben,“ begann der Graf, indem er sich setzte.

„Ja.“

„Sie haben auf dieser Tafel auch den Namen des Fräulein Heinersdorf verzeichnet?“

„Ja.“

„Warum thaten Sie das?“

„Weil ihr Name dahin gehört.“

„Wissen Sie, daß das Fräulein eben so adlig ist wie die gnädige Frau oder ich?“

„Ja.“

„Nun, dann werden Sie wohl auch wissen, daß das Fräulein nicht unter die Dienstboten gehört.“

„Ach so, sie ist nicht Gouvernante, sondern eine Dame.“

Die Hornesader des Grafen schwell mächtig an und seine Hände, die auf den Stuhllehnen ruhten, zitterten; aber er hielt an sich.

„Von was für einer,“ sie“ sprechen Sie, Amalie?“

„Von der Heinersdorf.“

„Sie dürfen nicht so von der Dame sprechen, Amalie, das schickt sich nicht. Sie müssen sagen: Fräulein Heinersdorf.“

Keine Antwort.

„Sie haben sich auch erlaubt, den Namen des gnädigen Fräuleins mit drei Kreuzen zu versehen?“

„Ja.“

„Warum thaten Sie das?“

Keine Antwort.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Amalie, das Sie sich merken müssen. Ich wünsche nicht, daß dergleichen noch einmal vor kommt. Verstehen Sie?“

Amalie war kreidebleich geworden, nur auf der Stirn stand ein dunkler Fleck.

„Herr Graf,“ erwiderte sie mit bebender Stimme, „ich bin keine Lettin, ich bin eine deutsche Frau, eine deutsche Bürgerfrau. Ich kann in meinem Zimmer thun, was ich will, und schreiben, was ich will.“

„Gewiß können Sie das; aber Sie dürfen die Tafel dann nicht offen aushängen lassen.“

„Ich rufe die Comteschen nicht in mein Zimmer. Wenn die Comteschen in mein Zimmer kommen, so ist das nicht meine Sache. Ich werde meiner gnädigen Frau Kinder nicht fortschicken. Nein, gnädiger Herr, ich bin keine Lettin, ich bin eine deutsche Frau; so wie Sie darf kein Mensch zu mir sprechen. Ich habe mir nichts zu merken. Ich werde die Person nicht gnädiges Fräulein nennen, und wenn sie zehnmal adlig ist, ich werde ihr nicht die Hand küssen. Wenn meine gnädige Frau Amalie nicht mehr haben will, so kann sie Amalie fortjagen wie einen Hund — das kann sie — aber merken werde ich mir nichts, gnädiger Herr, und in meinem Zimmer werde ich schreiben, was ich will, gnädiger Herr Graf, und da haben Sie mir nicht zu sagen, daß ich mir was, merken soll. Meine gnädige Frau kann alles, sie kann mir auch jagen, was ich auf meinem Zimmer schreiben soll, und was ich mit

merken
deut
leid
ich
D
funkeln
und zu
seine
geben
die Ver
A
„C
lehnt
Freund
die Fro
und sie
künftig
horcht
wehlos
Hauie
At
Franz
„J
auch nic
den Kö
„D
mich nic
Ich wer
nicht die
werde m
sein die
„D
es nicht
jagt wie
und war
mehr las
„A
Am
„Ja,“ ic
nicht for
wird —
men wir
und hat
jagen Sie
gut —
Die
noch nie
Energie
was die
doch so
je rüch
Oder wa
etwa der
schärfste
Die
ruhigen;
sehr als
neigung
in ihrem
weil ihre
brachte;
Gefühl a
haltbar
Ein
Grünhof
hatte bis
angemess
dem Chey
zu verlan
man sich
ihre Erfr

merken soll; aber der gnädige Herr darf nicht so zu mir reden, denn ich bin eine deutsche Frau und keine Lettin, und das leid' ich nicht — und das leid' ich nicht — und das leid' ich nicht!"

Der Graf blidte die leidenschaftlich Erregte mit zornfunkelnden Augen an. Er hätte sie am liebsten durchgeprügelt und zur Thüre hinausgeworfen; aber er wußte, daß weder seine Frau noch seine Schwiegermutter ihm das jemals vergeben hätten. Einen Augenblick kämpfte er mit sich, dann siegte die Vernunft über die Leidenschaft. „Sie können gehen," sagte er.

Amalie wandte sich um und verließ das Zimmer.

„Es ist empörend," dachte der Graf, „diese freche Person lehnt sich offen gegen mich auf. Man kann sie weder durch Freundlichkeit noch durch Strenge zähmen. Andererseits haben die Frauen nicht ganz Unrecht, denn sie ist treu wie Gold, und sie würde sich für Ina in Stücke hauen lassen. Ich muß künftig immer nur durch diese auf sie wirken lassen, der gehorcht sie wenigstens einigermassen. Ich bin ihr gegenüber wehrlos — ich kann diese treue Bulldogge doch nicht aus dem Hause jagen."

Amalie begab sich stracks zu ihrer Herrin. „Gnädige Frau," sagte sie, „wollen Sie, daß ich fortgehe?"

„Nein, Amalie, das will ich nicht. Du brauchst aber auch nicht so empfindlich zu sein, wenn Dir der Herr einmal den Kopf wäscht."

„Ich bin nicht empfindlich, aber so behandeln lasse ich mich nicht! Ich bin keine Lettin, ich bin eine deutsche Frau. Ich werde sie nicht gnädiges Fräulein nennen und werde ihr nicht die Hand küssen. Nein, das werde ich nicht. Und ich werde mir nichts „merken", gar nichts."

„Hat denn der gnädige Herr verlangt, daß Du dem Fräulein die Hand küssen sollst?"

„Das weiß ich nicht, ob er es verlangt hat; aber ich werde es nicht thun. Und wenn der gnädige Herr mich deshalb fortjagt wie einen Hund, so werde ich vor der Thüre liegen bleiben und warten, bis Sie nachkommen; denn das wird ja doch nicht mehr lange auf sich warten lassen, und Sie werden auch gehen."

„Amalie!"

Amalie fiel vor der Gräfin nieder und umfasste ihre Knie. „Ja," schluchzte sie, „und ich will von meiner gnädigen Frau nicht fortgehen und gerade jetzt nicht, wo sie mich nöthig haben wird — und ich habe immer gewußt, daß es einmal so kommen würde — und die Frau Baronin hat es auch gewußt und hat auch nicht „ja" sagen wollen — aber ich bitte Sie, jagen Sie mich jetzt nicht fort — denn ich weiß, es wird nicht gut — und es wird nicht gut — und es wird nicht gut!"

Die Gräfin war auf das höchste erregt. Sie hatte Amalie noch nie in einem solchen Zustande gesehen, und die wilde Energie in der Rede der aufgeregten Frau erschreckte sie. Das, was diese sprach, was sie fürchtete, war ja thöricht; aber es war doch so gut gemeint und es kam aus dem treuesten Herzen, das je rücksichtslos für einen anderen Menschen geschlagen hatte. Oder war es gar am Ende doch nicht thöricht? Fühlte nicht etwa der Instinkt der Liebe eine Gefahr heraus, wo auch das schärfste Auge noch keine gewahr werden konnte?

Die Gräfin suchte die Aufgeregte so gut sie konnte zu beruhigen; aber sie selbst bedurfte der Beruhigung fast eben so sehr als diese, obgleich sie es sich nicht merken ließ. Die Abneigung aber gegen die Gouvernante wurzelte fester und fester in ihrem zähen Empfinden. Sie glaubte ihr nur zu zürnen, weil ihre Anwesenheit von vornherein Unfrieden ins Haus brachte; aber sie täuschte sich. Ein anderes, weit mächtigeres Gefühl als vorübergehender Zorn nahm langsam aber unaufhaltsam Besitz von ihrem Köpfe und Denken.

Ein Diener überbrachte der Gräfin eine Karte; Herr von Grünhof wünschte ihr seine Aufwartung zu machen. Der Baron hatte bisher noch nicht in Rotenhof verkehrt, es aber jetzt für angemessen erachtet, daselbst einen Besuch zu machen. Er kam dem Ehepaar überaus gelegen; man suchte daher seinen Besuch zu verlängern und forderte ihn auf, zu bleiben. Kurz bevor man sich in das Speisezimmer begab, erschien auch Alice, und ihre Erscheinung machte auf den jungen Mann sichtlich einen

tiefen Eindruck. Er wandte sich während der Mahlzeit mehrmals an sie, und sie antwortete anfangs ein wenig schüchtern, dann aber wurde sie warm und gerieth bald mit den beiden Herren in eine lebhafte Debatte über einen so eben erschienenen Roman. Darüber wurde auch des Grafen natürliche Heiterkeit mit der letzten Erinnerung an die Scene mit Amalie fertig, und er ging bald eben so energisch als erfolgreich darauf aus, die entzündenden Grübchen auf Alicens Wangen und ihr Lachen hervorzurufen. Die Gräfin ihrerseits, deren Temperament nicht so flüchtiger Natur war wie das ihres Mannes, und in der der Eindruck der Scene mit Amalie noch lebhaft nachzitterte, wurde mittlerweile immer schweigsamer. „Wie unpassend," dachte sie, „daß dieses junge Mädchen gleich am ersten Tage das große Wort führt! Und wenn es noch klug wäre, was sie da spricht; aber es ist ein ganz gewöhnliches und sentimentales Nachschgeschwätz." Sie wollte sich anfangs an der Debatte betheiligen; aber sie fand, daß es sich einer solchen Gegnerin gegenüber nicht der Mühe lohne. Die Herren sprachen ja auch nur um der Grübchen willen.

So saß Frau Ina denn still und einsilbig da und überlegte, wie sie „die junge Person" auf das Unschickliche in ihrem Benehmen aufmerksam machen und sie in die Schranken ihrer Stellung zurückverweisen könne.

Der Nachmittagskaffee wurde, wenn die Familie allein war oder doch nur wenig Besuch hatte, auf einer kleinen mit tropischen Blattpflanzen geschmückten Veranda eingenommen, die im Winter gleichsam als Privatwintergarten diente. Jetzt im Sommer war die Glaswand fortgenommen, so daß die frische Luft freien Zutritt hatte.

Ein Diener brachte ein Servirbrett, auf dem sich eine Thee- und eine Kaffeekanne mit dem entsprechenden Geschirre befanden, stellte es vor dem Platz der Gräfin auf den Tisch und zog sich zurück. Dasselbe that sein Gefährte, nachdem er die Cigarren und eine Kerze gebracht hatte.

Die drei standen an der in den Garten hinabführenden Steintreppe und disputirten noch immer fort. „Aber Sie werden mir doch zugeben, mein Fräulein, daß man eheliche Untreue nicht ganz aus den Romanen verbannen darf," rief der Graf. „Sie kommt doch auch im Leben vor, und sie ist unter Umständen doch auch sehr verzeihlich."

„Fräulein Heinersdorf, trinken Sie Thee oder Kaffee?" fragte die Gräfin von ihrem Platz aus.

„Wie Sie wollen, gnädige Frau. Es ist mir ganz einerlei."

„Mir auch," erwiderte Frau Ina.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, war so scharf und schneidig, daß die Gräfin selbst darüber erschrocken und erröthete, so daß es aussah, als ob sie mühsam ihren Zorn beherrschte. Alice wurde blutroth, und die Thränen traten ihr in die Augen; der Baron blidte voll Erstaunen auf die Gräfin, von der einen solchen Ausfall nimmermehr erwartet hätte, und der Graf biß sich vor Aerger auf die Lippen. Er sah sich übrigens rasch und rief lächelnd: „Nun, meine Damen, das Getränk wird unter allen Umständen ein gleichgiltiges. Ja — was ich sagen wollte — in vorliegendem Fall zum Beispiel muß man doch jedenfalls zugeben, daß der Professor durch die Taktlosigkeit seiner Frau auf das höchste degoutirt werden mußte."

Der Graf sprach diese Worte ohne alle Hintergedanken, nur um etwas zu sagen und das Gespräch nicht ins Stocken gerathen zu lassen; Frau Ina glaubte aber, daß er ihr damit habe andeuten wollen, daß sie so eben taktlos gehandelt habe. Sie war innerlich empört, blieb aber scheinbar ruhig, und nur ein leichtes Zittern ihrer Stimme verrath ihre Aufregung, als sie fragte: „Nicht wahr, Herr von Grünhof, Ihre Tante, die Berghöfische Frau, war den Winter über in Dresden?"

Alice ging unterdessen die Stufen hinab in den Garten. Sie war tief verletzt. Womit hatte sie eine solche Behandlung verdient? Sie suchte sich eine versteckte Laube auf und weinte dort bittere Thränen. Hatte sie nicht doch etwas übernommen, was über ihre Kräfte ging? Wenn diese Demüthigungen sich wiederholten, konnte sie sie ertragen? War es nicht besser,

fortzugehen — gleichviel wohin — nach Rußland — nach Sibirien meinetwegen — wo niemand sie konnte — als sich hier von ihren eigenen Standesgenossen mißhandeln zu lassen? „Warum beleidigt mich die Gräfin? Warum sieht sie auf mich herab? Weil sie reich ist, während ich arm bin. Aber auf der anderen Seite — soll ich den Fuß vom kaum betretenen Pfade schon zurückziehen? Heißt es nicht gerade jetzt: halte aus, erringe Dir Deine Stellung, ertämpfe sie Dir? Ich bin und bleibe doch eine Heinersdorf, ich führe doch einen uralten, nie besetzten Namen. Und dann bin ich ja auch nicht ohne Hilfe. Der Graf wird schlimmsten Falls schon zu meinen Gunsten eintreten.“

Als Alice an den Grafen dachte, wurde es ihr warm ums Herz. Wie war sie ihm dankbar, wie bewunderte sie seine Herzengüte, seine Gewandtheit! Ja, das war ein Mann!

Als der Baron Gränhof aufbrach und sich von der Hausfrau verabschiedete, fügte er hinzu: „Bitte, mich Fräulein Heinersdorf zu empfehlen!“ Die Gräfin empfand auch das als eine Malice; dem Wunden erscheint ein Charpiefaden als eine Last. Der Graf begleitete seinen Gast bis an den Wagen und lehrte dann zu seiner Frau zurück. „Warum bist Du so unfreundlich gegen das junge Mädchen?“ fragte er.

„Daß ich nicht wüßte! Was meinst Du damit?“

„Ich meine, daß die Bemerkung, die Du ihr gegenüber machtest, nicht so höflich war, wie Du Dich sonst auszudrücken pflegst.“

„Ja, lieber Georg, ich habe Dir, wie Du Dich erinnern wirst, gleich anfangs gesagt, daß wir für eine junge Dame keinen Platz im Hause haben. Wir brauchen eine Gouvernante.“

„Gewiß, mein Herz; aber das scheinen mir doch keine unvereinbaren Gegenätze zu sein.“

„Ich fürchte fast. Ich fange an zu glauben, daß Fräulein Heinersdorf nicht die Persönlichkeit ist, die wir brauchen. Ich fürchte, daß wir eine schlechte Wahl getroffen haben.“

„Aber warum — um alles in der Welt — warum fürchtest Du denn das?“

„Weil sie ihre Stellung offenbar nicht richtig versteht; weil sie es selbst darauf anlegt, von mir zurechtgewiesen zu werden. Aber lassen wir dieses Thema.“

„Ich denke doch nicht. Ich muß Dir sagen, daß —“

„Ich bitte Dich, wollen wir nicht mehr davon sprechen?“

„Aber weshalb denn nicht? Ich glaube gerade —“

Die Gräfin erhob sich und verließ die Veranda. Der Graf blickte ihr sprachlos vor Erstaunen nach. Seine Frau war wie verwandelt, er hatte sie nie so unfreundlich gesehen. Was hatte sie nur?

Frau Ina eilte unterdessen rasch durch ein paar Zimmer und blieb dann stehen. Sie legte unwillkürlich die Hand an das Herz und holte tief Athem. Was war das gewesen? Ein Zwist mit ihrem Manne? Und sie hatte ihn gewissermaßen herbeigeführt? Sie wandte sich um und wollte zu ihm eilen, aber sie blieb doch stehen. Er konnte ja auch zu ihr kommen. Aber wenn er nicht kam? Sie horchte nach der Veranda hin, aber es blieb alles still. Wenn er am Ende zur Heinersdorfs gegangen war?

Die Gräfin dachte nicht weiter, sie durchschritt rasch den Vorjaal, flog die Treppe hinauf und eilte in ein Zimmer, von dessen Fenster aus man auf die Veranda blicken konnte. Mit athemloser Spannung blickte sie hinab. Der Graf stand noch immer auf dem Platze, an welchem sie ihn verlassen hatte. Er hatte den Kopf wie in tiefem Nachsinnen gebeugt und klopfte mit der Rechten mechanisch auf die Stuhllehne.

Dann wandte er sich um, stieg langsam die in den Garten führende Treppe hinab und schlug die Richtung ein, die vorhin Alice genommen hatte.

Die Gräfin taumelte zurück und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Dann fuhr sie sich mit der Rechten über die Stirn — einmal — noch einmal — und ging wieder hinab zu ihrem Platz auf der Veranda.

Der Graf ging unterdessen langsam in den Garten. Er suchte wirklich Alice. „Ich muß Ina mit Unwohlsein entschuldigen,“ dachte er, „sie muß ja auch wirklich krank sein. Ich habe sie nie so reizbar gesehen. Ich will doch morgen mit dem Doktor sprechen.“

Die kleinen Mädchen kamen ihm entgegen und eilten auf ihn zu. „Wo ist Fräulein Heinersdorf?“ fragte er.

„Ist sie im Garten? O dann wollen wir sie schon finden. Vorwärts, Erna, wer sie findet, ist Königin!“

Sie liefen davon. Nach einiger Zeit hörte der Graf rufen und ging langsam auf die Gruppe zu. Sein scharfer Blick sagte ihm sogleich, daß das junge Mädchen geweint hatte, und er war voll Mitleid. Er schickte die Töchter unter einem Vorwande voraus und sprach dann davon, daß ihm der Zustand seiner Frau viel Sorgen mache. Sie habe sich offenbar zu sehr angestrengt und sei in Folge dessen nervös und reizbar geworden. „Wir werden meine liebe Frau in den nächsten Zeit wie eine Kranke behandeln und sehr schonen müssen,“ schloß er und ging dann zu einem anderen Gesprächsthema über.

Alice war ihm aus tiefster Seele dankbar.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jagdausflug in Afrika.

Von Dr. Falkenstein.

(Zu dem Bilde auf S. 53.)

Rachbrud verboten.
Bef. v. 11. IV. 70.

„Eh, Senhor, é tempo!“ tönte halblaut vor meinem Lager die Stimme des Negers, dem ich befohlen hatte, mich kurz vor Sonnenaufgang zu wecken.

„O café está prompto?“ fragte ich sofort ermuntert zurück, indem ich mich von der über frisches duftendes Laub gebreiteten Matte zu erheben ansah und nach der zur Seite liegenden Büchse langte.

„Si, Senhor, já é na mesa, er steht schon auf dem Tisch,“ antwortete er, indem er auf eine statt eines solchen benutzte Kiste deutete.

Da war also keine Zeit zu verlieren, wenn ich ihn nach den vorher zu vollbringenden Obliegenheiten noch warm genießen wollte. Behutsam schob ich mich unter der überhängenden Felswand hervor, aus welcher die während der Regenzeit übertretenden anprallenden Wogen des Flusses im Laufe der Jahre eine langgedehnte tiefe Rische ausgewaschen hatten, die wegen des bereits unbeständigen Wetters einen recht passenden Lagerplatz abgab, und eilte vorsichtig über die in ungezwungener Haltung umherliegenden Schläfer fort zum Flusse hinunter, um Morgentoulette zu machen. Was kann man sich köstlicheres denken, als ein Bad in dem süßen über Felsgeröll eilenden Wasser bei der lauen Luft eines tropischen Morgens, wo viel

hundertjährige ehrwürdige Stämme und stellenweis unentwirrbares Dickicht des Urwaldes die einzigen Zeugen abgeben während melancholisch pfeifende Töne des Signalvogels über glodenähnliche Klänge eines unbekanntem Sängers allmählich das Erwachen der Natur einleiten?

Gewiß vermag auch eine lebhaft Phantasie sich von den Reizen einer solchen Situation kaum ein annähernd richtiges Bild zu machen. Man würde sich dem gebotenen Genusse aber zweifellos noch viel mehr hingeben, wenn nicht leider zahlreiche den Fluß bevölkernde Krokodile zur Vorsicht mahnten, und die Hautpflege nicht nur mit einer gewissen Reserve und unter scharfer Umschau nach allen Seiten auf einem erhöhten Felsblock vorgenommen werden könnte. So wurde die Prozedur auch heute ausgeführt, und sie war so wenig zeitraubend, daß ich bei meiner Rückkehr den Morgentrank noch heiß genoss, um langsam trinken zu müssen, also Ruhe hatte, einen Blick auf die Gegend zu werfen, in welche wir am vergangenen Abend gelangt waren.

Welches Bild der Zerstörung trat da aus den mehr und mehr zurückweichenden Schatten der Nacht hervor, welches Zeugnis für die unendliche Gewalt eines seit ungezählten Jahren alle Schranken siegreich durchbrechenden wilden Elements! Wohl

r Zimmer
Hand an
ien? Ein
ffernafien
hm eifen
kommen
anda hin
Heiners

raſch den
amer, von
nte. Wie
ſtand noch
hatte. Er
nd flopfte

en Garten
die vor

Beficht in
über die
der himel

rten. Er
entſchul
ein. Je
mit dem

eilten an

on finden

Graf ſie
ſcharfe
gewein
ter unter
ihm den
ch offen
rvös und
in der
ſchonen
eſprächs

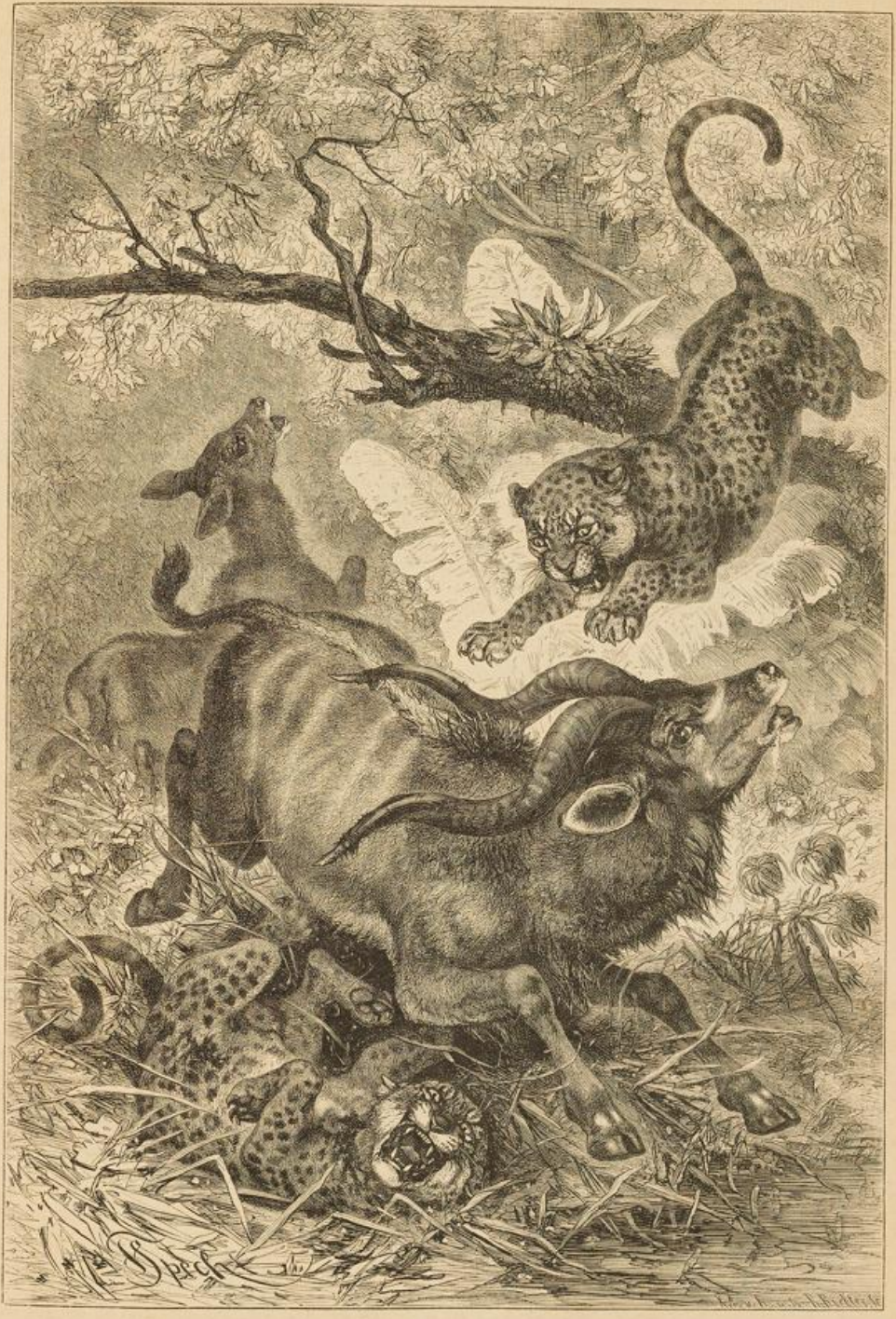
blgt.)

eten.
IV. 70.

entwirr
abgeben
els oder
Amählich

von der
richtige
ſie aber
er zohle
mahnter
rve und
erhöhter
Brogedau
nd, daß
ſie genug
e, einer
angene

ehr und
ſ Beng
Zaher
! Wohl



Ein ungleicher Kampf (Leoparden und Agafen). Originalzeichnung von F. Specht.

war dieses Schauspiel werth, daß wir die mühevollste Tour unternahmen, zu der die geheimnißvollen Erzählungen der Eingeborenen den ersten Anstoß gegeben hatten.

Kein Negerfuß hatte diese Stätten betreten, kein Auge sie erschaut. Nie hatten Canoes diese Strecken befahren oder Karavannen die Gegend durchzogen. Wild, unberührt und großartig lag die Natur hier seit undenkbarer Zeit, da die Phantasie des Negers sie zum Wohnsitz böser Geister machte, welche jeden Eindringling die Kühnheit sofort mit dem Leben büßen lassen würden. Die alten Sagen von zusammenschlagenden Felsen und Strudeln, die jedes Canoe unrettbar in die Tiefe führten, wiederholten sich hier und hatten jeden Eingeborenen das Auerbieten, uns zu begleiten, entschieden zurückweisen lassen, so daß wir auf uns und unsere Leute angewiesen blieben.

Je mehr wir von dem Ort des Schreckens hörten, um so lebendiger wurde unsere Neugier, bis wir sie endlich zu befriedigen uns entschlossen und in der Ausführung unseres Vorhabens an diesen Punkt gelangt waren.

Seit zwei Tagen wüthten wir nun, woher der dicke dem Wasser in langen Streifen beigemischte Schaum kam, der weiter abwärts an unseren Lagerstellen vorüber getrieben war. Zwei Tage lang hatten wir uns mühsam durch die Stromschnellen und engen Felsenthore hindurchgearbeitet, mit aller Kraftanstrengung rudend und von drei Schwarzen mittelst eines Taues durch die wolkenden, sprudelnden, uns entgegenstießenden Fluten gezogen, während wir vorn mit starken Stangen von den das Canoe bedrohenden Felswänden seitwärts und den aus dem Wasser herausragenden scharfen Spitzen unten abstiepen.

Die ziehenden Neger namentlich hatten enorme Anstrengungen zu ertragen gehabt, indem sie von Block zu Block einzeln vorstiegen, oder um eine in das Ufer einschneidende weite Bucht herumziehen mußten, schnell, damit ihnen, drüben angelangt, das Tauende zugeworfen werden konnte, ehe den Zurückbleibenden die Kräfte erlahmten.

Trotz aller Vorsicht, trotz allen guten Willens hatten sie es doch einmal fahren lassen müssen und wir waren pfeilschnell von dem Strome zurückgerissen worden, jeden Augenblick erwartend, an einem der Felsstrimmer zu zerbrechen.

Aber nur Sekunden lang hatte die aufregende Scene gespielt, dann waren wir in eine ruhige ausgepülte Bucht am rechten Ufer hineingetrieben und drangen von neuem vor, bis wir endlich an diesen Fled gelangten, wo das ca. 50 Centim. wie von einem Mühlwehr herabfallende Wasser jedem weiteren Vordringen mit dem Canoe ein unweigerliches Halt gebot.

Da hatten wir denn unser Lager aufgeschlagen und saßen herab auf das tosende Element, aus dem große Felspyramiden gleich Eisbrechern hervorragten, deren eine auf abgestumpfter Spitze einen riesigen Stamm noch immer im Gleichgewichte schwebend hielt, nachdem ihn die Hochfluten der verfloßenen Regenzeit hinaufgetragen hatten.

Zu beiden Seiten des Flußbettes stiegen mit dichtem Wald bestandene oder auch jäh abfallende kahle Felswände auf, deren oberste von der Sonne eben getroffene Spitzen zum Aufbruch mahnten.

So rief ich denn dem Neger das schlicht erwartete: „Vamos, laß uns gehen!“ zu, um das vorliegende Terrain zu rekonognosciren.

Lange blieb die Scenerie sich gleich, kleineres Geröll wechselte mit großen zu überkletternden Felsstücken ab, unter uns schloß das Wasser dahin, zu beiden Seiten begleiteten uns die Höhen. Dann aber traten wir an ein weites Becken, einem ungeheuren Kessel vergleichbar, heran, in den der Fluß seinen Inhalt aus einem relativ schmalen, wie von Menschenhand gemauerten Kanal ergoß. Jetzt zwar 303 jener nur durch die Mitte des weiten Grundes dahin, während das übrige Terrain mit Ausnahme einiger Lachen trocken gelegt war, aber das wüste chaotische Trümmersfeld, die halb oder ganz entwurzelten Bäume zeigten, daß hier zur Regenzeit anderes Leben herrsche. Wie viele Jahre mochte wohl aus jenem Kanal, ehe er so tief eingeschnitten war wie jetzt, das Wasser einen enormen See bildend, in das noch völlig geschlossene Reservoir eingeströmt

sein, bis es an der Stelle, wo wir standen, zuerst überzurinnen begann und dann allmählich tiefer höhlend, schneller und schneller abzufließen vermochte.

Wir betraten eine größere in das Bett vorspringende Sandfläche, deren Material durch einen jetzt fast versiegenden, in kleinen Adern den spärlichen Inhalt spendenden Waldbod von den Höhen herabgeschwennt worden war, und betrachteten staunend die mannigfachen sich hier kreuzenden, theils verwehten, theils frischen Thierspuren.

Wo waren alle die Wasservögel, deren Wat- oder Schwimmfüße sich hier abgedrückt fanden, wo die Schildkröte, die dort mühsam sich über Land geschleppt und ihre Eier im Sande verscharrt hatte, nicht ahnend, daß ein listiger Feind sie doch zu finden und zu vertilgen verfehlen würde?

Jene Spuren stammten sicher von Krokodilen, die eingedrückt Krallen, die flache Rinne, welche der schuppige Leib zurückgelassen, verriethen es deutlich, und diese waren vom Flußpferd, was aber bedeuteten jene halb verwehten breiten Furchen, die zum Walde führten? Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten, denn am Rande desselben trafen wir auf Lojung, die von einem starken Elephanten herrühren mußte. Bisher hatten wir noch nie Fährten von ihm angetroffen und waren um so freudiger überrascht, uns seinem Revier nunmehr zu nähern. Dieser mochte wohl ein alter Bulle sein, der einsam und gesondert von der Herde lebte. Da war die Stelle, an der er getrunken, und dort hatte er, den schweren Körper hin- und herwiegend, mit dem Rüssel den Boden gefegt.

Was mochte wohl in dem Gehirn vorgegangen sein, als er von hier aus mit den kleinen Augen die wilde Scenerie musterte, bis er schließlich die breiten Ohren auf- und niederklappend schwerfällig kehrt machte und in den Wald zurückging?

Indem wir seiner Fährte folgten, die sich bald auf festem Boden verlor, kamen wir weiterhin an das Bett des Bachs, wo vielfach Hufe von Antilopen, aber auch Taten von Leoparden stellenweise scharf ausgeprägt zu erkennen waren. Der Thierreichthum stand mit der Wildheit der Gegend im richtigen Verhältnis.

Indem wir in der Schlucht fortschritten, mußten wir dann ein Weildien ziemlich steil bergan klettern, ehe das Terrain bequemer und gangbarer wurde. Wir bewegten uns nun in einem weiten, zwischen zwei Höhenzügen verlaufenden Einschnitte, in welchem mächtige Stämme und breitästige Kronen jenes Dunkel bewirkten, das kein eigentlich dichtes Unterholz aufkommen läßt und so leichteres Fortkommen gestattet. Aufmerksamkeit umhersehend schritten wir fürbass, bis uns ein Geräusch brechender Zweige und ein eigener Kehlton die Nähe von Antilopen verrieth. Leise schlich ich, die Büchse zum Schusse bereit, dem vor mir befindlichen Busche zu, um von dort aus die Gegend zu übersehen, aber schon war ich entdeckt und in flüchtigen Sähen suchten zwei herrliche Stücke der drohenden Gefahr zu entrinnen. Nur einem glückte es, den Bod erreicht sein Gesicht. Wenige Sprünge noch, dann stürzte er nieder und färbte den Boden mit seinem Blute.

Es war ein Staatsbock von der gewöhnlichen Art*) mit kurzem Gehörn, welche am Rücken auf braunrothem Grunde weiße Punkte in Reihen derartig vertheilt zeigt, daß sie fast die Figur eines Sattels bilden. Es mußte ein hartes Stück Arbeit werden, ihn bis zum Lager auf dem eben zurückgelegten Wege zu transportiren, und deshalb war es auf alle Fälle besser, vorher Kräfte zu sammeln und den mitgenommenen Imbiß zu verzehren, zumal da die Umgebung recht einladend zur Ruhe winkte.

Nachts von uns erhob sich ein alter Boabab oder Affenbrotbaum, dessen Stamm ca. 12 Meter Umfang hatte. Einer der knorrigen Aeste war durch Sturm oder Blitz heruntergebrochen und ruhte mit dem Stammende am Abhang, während das andere von den Lianen, die sich über armstark am Hauptstamm in vielfachen Windungen emporzogen, frei schwebend in der Luft gehalten wurde. Vielleicht waren schon Monate seit

*) *Tragelaphus scriptus*.

der Katastrophe vergangen und dennoch grünte und blühte er ruhig fort, indem er die nöthige Nahrung aus der mit Wasser gesättigten Atmosphäre in genügender Menge empfing. Es herrschte aber auch eine unbeschreibliche Schwüle an dieser Stelle, weil das langsam abwärts abfließende Wasser sich hier zu einer größeren Lache angesammelt hatte, aus welcher bei der hohen Temperatur dauernd Dünste in die Höhe stiegen.

Für die Pflanzwelt waren diese Verhältnisse natürlich ganz besonders günstig und sie hatten nicht nur üppige Gräser hervorgezogen, unter denen sich einzelne Papyrusstauden mit den Haarbüsch ähnlich geschmückten Köpfen bemerkbar machten, sondern auch wunderbarerweise eine prächtige Banane entwickelt, deren Keim auf räthselhaftem Wege hierhergekommen sein mußte.

Wenn man sonst im Walde unvermuthet auf solche Exemplare trifft, so schließt man gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, auf einer ehemaligen Kulturstätte zu stehen, und diese Voraussetzung wird bei genauerer Untersuchung auch durch größere Lichtung, durch teufenartig erhöhte Stellen für Hütten oder mit Leisten abwechselnde Furchen alter Maniokfelder bestätigt. Der Neger ändert seinen Wohnsitz ja leicht, und geringe Anlässe, namentlich aber schnell aufeinander folgende Todesfälle bewegen ihn oft, das Dorf abzubrechen und an einem günstigeren Plage wieder aufzubauen. Diese Möglichkeit war aber hier ausgeschlossen, das Fehlen jedes andern Merkmales bewies, daß an dieser Stelle sicher niemals menschliche Wesen gehaust hatten.

Bedeutlich war es übrigens, daß sich die Blüte eben erst zu entwickeln begann; wäre eine reife Fruchttraube vorhanden gewesen, so hätte ich ein Seitenstück zu der freundigen Ueberreife gehabt, die mir auf einer andern Jagdtour wurde, als ich halb vermachtet auf die köstlichsten reifen goldgelben Ananas stieß.

Mitten aus dieser Betrachtung, welche bisher nur durch Verschiedenartiger Mosquitos unterbrochen worden war, hörte mich auf einmal die Stimme des abseits liegenden Negers, der sich fragend mit den Worten an mich wandte: „O Senhor, posso falar?“ (Darf ich reden, Herr?) „Si pode!“ (Ja, Du darfst!) antwortete ich, mich ihm erwartungsvoll zuwendend.

„Derr,“ begann er nun, „der Fied hier erinnert mich lebhaft an ein höchst wunderbares Jagdabenteuer, das ich an genau eben solcher Stelle vor einigen Jahren erlebte.“

Er hielt einen Augenblick zu mir aufsehend inne, und da ich ihn nicht unterbrach, fuhr er fort: „Ich mußte eines Abends, als der Mond rund und voll aufgegangen war, mit der Flinte in den Busch nach Wildschweinen, da der Vater des Dorfes ein solches zu schießen befohlen hatte und ich als guter Jäger bekannt war. Nachdem ich die ganze Nacht vergeblich an allen freieren Plätzen danach gesucht hatte, gelangte ich gegen Morgen an den Ausfluß eines kleinen Baches, der mir wohlbekannt und eben so wasserarm war wie der, welchem wir heute gefolgt sind. Da ich frische Spuren einer seltenen großen Antilopenart dort fand, so beschloß ich ihr zu folgen. War es doch besser, mit dieser Beute heimzukehren als mit leeren Händen. Allerdings wußte ich, daß der Vater des Dorfes kein Fleisch davon essen durfte, weil es für ihn Tschina*) war; aber es handelte sich doch auch darum, als Jäger meinen guten Ruf zu bewahren und zu zeigen, daß ich nicht etwa, statt zu jagen, in einer anderen Hütte geschlafen hatte. So holte ich denn mein Beutelchen mit Mische heraus, schnippte mit dem Finger dagegen, daß es stäubte, und schlich dann, als ich sah, daß die Windrichtung mein Vorhaben begünstigte, so geräuschlos als möglich vorwärts.“

„Bald gefellte sich zu der größeren Spur eine zweite kleinere, die wohl vom Thier herrührte, da ja Antilopen in unserer Gegend meist paarweise und seltener in Rudeln ange-

troffen werden. Deutlich markirte sich die Fährte vor mir, und wenn sie sich auch manchmal eine kurze Strecke auf festerem Boden verlor, so fand ich sie doch immer wieder und folgte ihr unermüdetlich.“

„Eine Stunde mochte wohl so vergangen sein, als ich in ziemlicher Entfernung die Thiere ruhig neben einander unter der Krone eines starken Stammes liegen sah. Ich war in unangenehmer Lage, denn augenblicklich war ich wohl durch dichtes Gebüsch gedeckt, aber vor mir war alles frei, und auch seitwärts konnte ich nicht ab, ohne sofort bemerkt zu werden. Zum Schließen war es noch viel zu weit, mindestens mußte ich noch zwei Theile des Weges durchmessen, ehe ich mit Erfolg feuern zu können hoffen durfte.“

„Möglich, obgleich ich mich nicht im mindesten bewegt hatte und unmöglich gewittert sein konnte, fingen sie an, unruhig zu werden; namentlich schien der Bock Verdacht zu hegen, denn nachdem er die Nase gehoben, stand er auf und wendete den Kopf nach dem Dicksicht, während das Thier seinen Bewegungen mit den Augen folgte und wohl im Vertrauen auf die erfahrenere Klugheit noch liegen blieb. In demselben Moment sprang ein mächtiger Tiger*) mit gewaltigem Sage aus dem Dicksicht auf ihn zu. Ich bebte am ganzen Körper und sah bewegungslos auf das Bild, das sich vor mir entwickelte. Am liebsten wäre ich davongelaufen, aber ich fürchtete, mich bemerkbar zu machen, denn die Tiger, müßt Ihr wissen, sind verwandelte Prinzen und mächtig und fürchtbar. Ich hielt den Bock für verloren und glaubte den geschmeidigen schlanken Körper der schwarzfleckigen gelben Klage sich todbringend mit jenem einen zu sehen; doch wie staunte ich, als er eine kurze Drehung mit dem Hintertheil machte, das gewaltige Gehörn dem Feinde entgegenstreckte, ihn von der Seite auffing und ihn, die Spitzen mit einem Rad tief in dieselbe eingrabend, fort-schleuderte. Dann legte er den Kopf zurück und setzte zu einem mächtigen Sprunge an, um das Weiße zu fassen, während das Thier in entgegengesetzter Richtung davonjagte.“

„Das Geheul des verwundeten Tigers, der sich unter fürchterlichen Schmerzen am Boden wälzte, ließ jedes lebendige Wesen in der Runde in Furcht erzittern, zumal da sich ihm aus anderer Kehle ein wuth- und zorngefülltes Gebrüll beimischte; denn ein zweiter Tiger, der wohl mit dem ersten auf gemeinschaftlicher Jagd begriffen gewesen war, setzte dieses ausstößend von der Höhe gerade auf das Gehörn der im Sprunge begriffenen Antilope herab. Beide stürzten zu Boden. Noch einmal gelang es dieser, durch Heben des Kopfes das blutgierige Raubthier abzuhütteln und seitwärts zu schleudern; aber nur einen Moment, denn als sie aufsprang, hatte auch der Tiger zu neuem Sprunge sich angeeignet und sah ihr am Dalse, sich mit den Tagen, wo es ging, seiflammernd. Doch der Bock brach nicht zusammen und verschwand mit einem verzweifeltsten Sage sammt seinem Verderber im Dicksicht.“

„Kaum hatte ich zu athmen gewagt, fast war die Flinte meinen Händen entfallen. Nun hielt ich es aber an der Zeit, mich davonzumachen, und eilte immer schneller und schneller den Weg zurück, den ich gekommen, während mir das entsetzliche Geheul des sterbenden Tigers, schwächer und schwächer werdend, folgte. Ich hielt nicht eher mit Laufen inne, als bis ich athemlos im Dorfe ankam, wo ich kaum meine Geschichte zu erzählen vermochte.“

„Da war denn großes Geschrei und Lärmen und Lärmen. Lange dauerte es, ehe wir beschlossen hatten, daß die Besitzer von Flinten — es waren deren vier — von so viel anderen, als mit Messern und Stangen versehen, mitgehen wollten, begleitet, wieder nach der Stelle zurückkehren und den todteten Tiger holen sollten. Es blieb wohl kein Mensch im Dorfe, denn auch die Weiber und Kinder folgten uns von weitem. So kamen wir, als es dunkelte, an die Mündung des Baches, zündeten die mitgebrachten Fackeln an und zogen, uns gegenseitig zurufend und anfeuernd, vorwärts. Endlich erreichten wir das

*) Obgleich es in Afrika keine Tiger, sondern nur Leoparden gibt, wird doch die Bezeichnung „tigris“ von allen Portugiesen für denselben gebraucht, und dieselbe ist auch von den Händlern anderer Nationen, sowie von den Negern angenommen worden.

*) Tschina ist ein Verbot, das entweder als Gesetz für die Allgemeinheit gilt und dann die zur Erhaltung derselben nöthigen Gesichtspunkte berührt, oder es greift nur in die Verhältnisse der Familie resp. des Individuums und wurde dann oft in Folge von Erkrankungen von den Wangas d. h. Zauberern oder Kerzen den Betroffenen zur Vermeidung von Miskfällen oder zur Erhaltung der Gesundheit überhaupt aufgegeben.

Gebüsch, an dem ich gestanden, und suchten, die Fackeln vorhaltend, zu erkennen, ob nicht der andere Tiger etwa vor uns lauerte. Zur Sicherheit schossen wir mehrfach unsere Flinten ab, daß der Wald laut widerhallte, und dann näherten wir uns vorsichtig dem Kampfsplatz. Da lag er noch und mußte schon lange tot sein, denn er fühlte sich kalt an und bot mit weit geöffnetem Rachen, angezogenen Tagen und im Todeskampfe wunderbar getrümmtem Körper einen fürchterlichen Anblick dar. Ein Stück weiterhin im Walde lag der Bock in einer großen Blutlache, am ganzen Vordertheil zerfleischt, verendet. Er hatte mit seiner Last nur noch einen Sprung zu machen vermocht.

„Zwei von uns gingen nun aus, starke Stangen zu suchen und zu schlagen; ein paar andere zogen Lianen von den Bäumen herunter, doch wurde jede Partei von einer Flinte begleitet. Die zwei übrigen blieben bei der Menge zurück, die beim Fackelschein um die seltene Beute tanzte und in mannigfacher Weise den Tod besang, wobei ich mich vielfach gepriesen nennen hörte. Als dann die zum Transport nöthigen Sachen gebracht waren, banden wir die Tagen und Länse der Thiere einzeln zusammen, steckten bei jedem eine Stange hindurch, und fort ging es nun im Jubelzuge unter Abfeuern der Flinten und Schwenken der Fahne, die ich schnell aus der einen Hälfte meines Schurzstüches gefertigt hatte, dem Dorfe zu.

„Derr, eine solche Feier wie diese habe ich nicht wieder gesehen. Die große Trommel „N'lonko“ wurde geschlagen, Ihr wisst, die einem kleinen bis auf einen Schlitzen oben geschlossenen Canoe ähnlich ist. Der dröhnende dumpfe Schall hallte weit durch die nächtliche Stille der Wälder und rief aus allen Dörfern nah und fern die Bewohner, welche die ganze Nacht hindurch mit zahlreichen Fackeln von allen Seiten truppweise erschienen. Sie brachten die langen Trommeln zum Tanz n'bungo und die Marimbas mit, aber wir hatten deren auch, und drei Tage und Nächte wurden sie unaufhörlich gespielt, worauf die Besucher zufrieden und fröhlich wieder von dannen zogen.“ Die Geschichte war zu Ende und hatte mich so interessiert, daß ich aufmerksam den abgetroffenen schwebenden Ast be-

trachtete in der Annahme, daß auch uns ein darüber fortgehender Leopard bescheert wurde; aber alles blieb still, und da der Neger auf ein Lebenszeichen von mir nach der langen Erzählung harrete, rief ich ihm zu, gleichfalls für einen Stod und Lianen zu sorgen, damit wir unererleits die Beute heimzubringen vermöchten. Er sah mich verächtlich lachend an, band die Länse mit den binseartigen Grasshalmen zusammen und hing den Bock über die Schulter.

„Derr,“ sagte er, „das damals war ein anderes, ein seltsames Thier“, das wohl sechs solche aufwog; mit diesem hier nehme ich es allein auf.“ Ich wunderte mich nicht, denn einer so herkulischen Gestalt wie dieser mußte vieles möglich sein. Was hätte man wohl in Europa bei den noch immer bezüglich des Negers herrschenden Vorurtheilen zu solchem Körper mit den wie aus Eisen gearbeiteten Musteln gesagt? Wo blieben dabei die jammervollen Bilder, die man so häufig als Typus der afrikanischen Neger aufgestellt hat?

Wahrlich, wenn ich ihn so über mittelgroß, elastischen Schrittes, den kräftigen Nacken gehoben, unberührt von der Last, ruhig erzählend neben mir hergehen sah, vergaß ich die etwas breite eingesenkte Nase, die wulstigen Lippen gern und gestand mir, daß er einer relativ schönen, intelligenten und kräftigen Rasse angehörte.

Daß wir bei den vielen Schwierigkeiten, die auf dem Wege zu überwinden waren, doch nur langsam vorwärts kamen, war natürlich, und so langten wir denn erst am Lager an, als die Sonne sich zum Niedergang neigte.

Als ich abends am Feuer die Ergebnisse der verfloffenen Stunden ins Tagebuch schrieb, übergab ich zwar den Kampf mit dem Tiger, machte mir aber eine Notiz über die Naivität, mit der mein Begleiter die Furcht, die er dabei gehabt, eingestanden, und über die Genugthuung, mit der er trotzdem das Preisen seines Namens von den Stammesgenossen aufgenommen hatte. Das war ganz und gar negerisch.

*) *Strepiceros Kudu.*

Personliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. *)

I.

Schwerlich würde ich mich dazu entschlossen haben, meine persönlichen Erinnerungen, Erlebnisse und Erfahrungen aus der obgedachten vielbewegten und folgereichen Zeit der Desseitschkeit zu übergeben, wenn nicht die Erwägung den Ausschlag gegeben hätte, daß die Gegenwart offenbar Reifezeit hat mit den Zuständen und Bewegungen, welche jener epochemachenden Katastrophe vorangingen, und daß die Regierungsgewalt heute in der Hauptsache sich noch in den Händen von Personen befindet, welche jene Zeiten mitdurchlebt und durch eigene Erfahrung gelernt haben.

Nur in der Kürze soll deshalb auch darauf hingewiesen werden, wie unverkennbar die Analogie ist, welche zwischen den letzten Regierungsjahren weiland König Friedrich Wilhelm III. und des Kaisers Wilhelm I. obwaltet. Getragen durch die Liebe und Ehrfurcht des gesammten Volkes und stark durch die Siege, kraft deren sie dem deutschen Volke seine berechtigte Stellung innerhalb der europäischen Völkerfamilie nach dem Maße der Zeit wieder gewonnen, gab und gibt es niemanden, der es wagt und wagen dürfte, ihre Autorität in Frage zu stellen, ihre Person in den Gegensatz und Streit der Parteien hinzuziehen und selbst berechtigte Beschwerden mit persönlicher Opposition zu vermengen.

Es war damals und ist auch heute, als ob das gesammte Volk sich einmüthig das Wort gegeben hätte, den ruhmvollen Ausgang eines thatenreichen Lebens heilig zu halten und

das Haupt, welches die Krone trägt, stets mit frischen Beerkränzen zu schmücken.

Nichts desto weniger ging und geht daneben, heute wie damals, die stille Miniarbeit ihren stetigen Gang, und wenn darin ein Unterschied obwaltet, so ist es allein der, daß diese in der heutigen Zeit in dem Maße gefährlicher ist, als beispielsweise die sozialdemokratische Bewegung der Gegenwart, die burschenschaftlichen Verirrungen der Vergangenheit an Bedeutung übertagt; ja, um die Analogie zu vervollständigen, so fehlte es auch damals in den „Königlichen Wirren“ und in der „lutherischen Separation“ nicht an einem kirchlichen Konflikt, dessen weitere Schwingungen sich demnächst fühlbar machten.

Wenn dessen ungeachtet jene Bewegung niemals eine gewisse Grenze überschritt, und wenn selbst die französische Julirevolution die Ruhe nicht zu unterbrechen vermochte, so ist der Grund dafür vor allem darin zu suchen, daß die damals maßgebenden Theile der Bevölkerung durch die Befreiungskriege zu eng mit der Krone verbunden waren, und daß auch die Masse des Volkes den Nachgeschmack der „französischen Freiheit“ zu bitter empfunden hatte und deshalb weniger auf Nachahmung als auf einen Sicherheitsfordon gegen die von Frankreich kommenden Segnungen bedacht war.

Zu allem diesem trat mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. ein eben so charakteristischer als durchgreifender Wechsel ein. Anstatt der bis dahin herrschenden, zuweilen etwas zu tiefen Ruhe plöglch Unruhe auf allen Seiten und

*) Indem wir diese geistvollen Erinnerungen eines an den Kämpfen jener ereignisvollen Zeit in hervorragender Weise beteiligten und mit der geheimen Geschichte derselben genau vertrauten Mannes unseren Lesern vorlegen, müssen wir für dieselben, wo sie über die Geschichte hinaus auf das der Politik treten, die Verantwortlichkeit dem Herrn Verfasser überlassen, da unser Blatt sich betamntlich von der politischen Diskussion grundsätzlich fern hält.

auf allen Gebieten, auf dem spezifisch politischen ebenso wie auf dem kirchlichen, Unruhe oben und unten, und zwar eine Unruhe, die sich dadurch noch bedenklicher gestaltete, daß man sich eben sowohl über die zu erreichenden Ziele als über die geeigneten Mittel im Unklaren befand und selbst den Charakter der Bewegung an sich kaum richtig zu würdigen verstand.

Der Grund dieser eigenhümlichen Erscheinung war keineswegs allein darin zu suchen, daß eine nahezu neue Generation einem neuen Fürsten gegenüber stand, sondern vielmehr darin, daß den damals leitenden Persönlichkeiten der Begriff der Gesellschaft und ihrer Anforderungen fast gänzlich abhanden gekommen, und selbst der Begriff des Staates auf die herkömmliche Organisation der Armee sowie des Beamtenhums und der bürokratischen Maschinerie zusammengekrümpt war.

Die notwendige Folge hiervon war, daß der König Friedrich Wilhelm IV., ein von der Natur überaus reich ausgestatteter und in bestimmten Idealen lebender Monarch, bei der Ausführung seiner Pläne und Gedanken auf Diener angewiesen war, welche ihn in der Mehrheit gar nicht verstanden und welche außerdem, soweit es sich um das kirchliche Gebiet handelte, die rationalistische Mitgift ihrer Jugend nicht vergessen oder verlegen konnten. In gleicher Weise führte auf dem spezifisch politischen Gebiete der trockenste staatsrechtliche Formalismus das große Wort und gewährte der Bureaucratie den erwünschten Vorwand, den Schein anstatt des Wesens in den Vordergrund zu stellen und jede Beschädigung der eigenen Nachvollkommenheit als eine Schmäherung der Krone zu verurteilen. Man ging, wie es scheint, von der eigenhümlichen Auffassung aus, den Schlang des Aetolus zwar nicht ganz zu schließen, aber doch nur eine möglichst kleine Deffnung zu machen und man erreichte bei alledem trotz der besten und wohlwollendsten Absichten doch kein anderes Resultat, als in den Augen des Volkes als unklar, unentschlossen und wankelmützig zu erscheinen.

Als Beweis hierfür mag an die Bildung des vereinigten Landtages, an die Generalsynode und an so manche andere Ordre und Controordre erinnert werden, deren Erfolg in der Hauptsache darin bestand, die Gegensätze wach zu rufen und die Maßregeln der Regierung als halbe und abgedungene Konzessionen und damit als Anreiz zu neuen und gesteigerten Forderungen erscheinen zu lassen. Allerdings stand die Masse der Bevölkerung den damaligen Bewegungen und Agitationen noch relativ indifferent gegenüber, doch war eben noch keine Regierung dahin gelangt mit dieser schweigenden Masse zu rechnen und das Centrum der Bewegung dort zu suchen, wo es allein zu finden war, nämlich auf dem Gebiete der Gesellschaft.

In diese Stimmung oder Verfassung der Gemüther fiel nun die französische Februarrevolution, welche sich von der Julirevolution dadurch unterschied, daß sie sofort offen die Fahne der Republik entfaltete und daß dabei die sogenannten „arbeitenden Massen“ und deren Ansprüche in einer Weise in den Vordergrund traten, für welche in der Vergangenheit nur die Vabensche Verschwörung eine Analogie darbot.

Der nächste äußere und sichtbare Verlauf dieser Bewegung sowohl in Frankreich als in Deutschland und Preußen ist zu allgemein bekannt, als daß eine detaillierte Darstellung von wesentlichem Interesse sein könnte. Es schien in der That, als ob die preussische Monarchie in ihren Grundvesten erschüttert sei und sehr gering war die Zahl der Männer, welche staatsmännische Einsicht genug besaßen, um aus dem wüsten Lärm und dem wild durcheinander wogenden Geschrei, nach dem bekannten Aussprüche des Engländers Thomas Carlyle, den Schnalstruf des Volkes zu vernehmen: „Ist denn niemand da, mich zu leiten und zu regieren?“

Bevor ich indes auf die weniger sichtbaren Motive der Bewegung, auf die Details der Entwicklung und auf die dabei beteiligten Persönlichkeiten näher eingehe, wird es nicht überflüssig sein, einige leitende Gesichtspunkte vorweg zu besprechen und insbesondere die Frage zu erörtern, aus welcher Quelle jene Bewegung entsprang und wie es möglich war, daß dieselbe das stolze und wohlgefügte Gebäude der preussischen

Monarchie so plötzlich und, wie es schien, auch so gründlich über den Haufen zu werfen vermochte.

Polen, Juden und Franzosen: das mochte seinerzeit als Zeitungsapokryph passiren, eine ernste Erörterung der Frage aber muß tiefer graben und wird, wie es mir scheint, an dem alten bewährten Grundsatz: *Ubi commodum, ibi auctor* den besten und sichersten Anhalt finden. Wer aber den Vortheil gezogen, das wird sich demnächst mit voller Evidenz herausstellen.

Wer die Bewegung des Jahres 1848 von dem Eintreffen der ersten Nachrichten aus Paris und von den Versammlungen unter den Zelten an bis zu der Explosion am Abend des 18. März mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der wird nicht allein die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man die Bewegung von Hause aus unterschätzte, um sie demnächst in denselben Maße zu überschätzen, sondern daß man sich dabei außerdem noch in einem Irrthum befand, der schon so oft und an so vielen Stellen verhängnißvoll geworden ist.

Man verließ sich auf die Armee, und wer möchte es leugnen, daß die preussische Armee jener Tage ertragen und geleistet hat, was man von jeder anderen Armee vergeblich verlangt haben würde, daß ihre Tapferkeit sowie ihre Disciplin, Zuverlässigkeit und Treue über jeden Zweifel erhaben war. Wenn sie nichts desto weniger der besiegten Emence weichen mußte, und wenn dieser ihr Rückzug zunächst als eine vollständige Niederlage wirkte, so mag man daraus für alle Zeiten die Lehre ziehen, daß es bei dem Ausbruch und der Bekämpfung einer Revolution niemals darauf ankommt, ob die Armee treu und zuverlässig ist, sondern vielmehr lediglich darauf, ob diejenigen, welche über die Armee verfügen, ein gutes Gewissen haben und im entscheidenden Augenblicke Muth und Entschlossenheit bewahren. Eine Armee ist der Emence gegenüber stets zuverlässig, wenn derjenige, welcher sie befehligt, dieselbe richtig gebraucht, wie dies die französischen Mobilmgardien in der blutigen Junistraßenschlacht bewiesen haben. Der Sieg aber wird, wie man mit Recht sagt, stets in der Seele des Feldherrn entschieden.

Vielleicht wird es Ihre Leser interessieren zu erfahren, mit wie wenig Kosten damals jene Anläufe in Scene gesetzt wurden. Ein Aufstand nach der damaligen Mode kostete durchschnittlich nicht mehr als hundert Thaler und drei Fässer Schnaps, wie ich dies sehr aus der Nähe habe kennen lernen; das Arrangement geschah in der Weise, daß hundert Personen je einen Thaler erhielten mit der Verpflichtung, sich an verschiedenen Stellen des gewählten Platzes zu postiren und mit lauter Stimme die gegebene Parole auszurufen. Es dauerte niemals lange, bis der Haufe, welcher sich um diese Auser im Streit versammelte, bald zu tausenden anwuchs, welche freiwillig in das befohlene Geschrei mit einstimmten und zwar mit um so größerer Begeisterung, je mehr der verächtliche Schnaps seine Wirkung that.

Es ist nicht leicht zu verstehen, wie eine derartige Bewegung und wie namentlich die sichtbaren Führer derselben der preussischen Regierung, sowie es geschah, zu imponiren vermochten, zumal, wenn man dabei erwägt, daß der höchste Rath der Krone zu jener Zeit aus Männern bestand, welche ihrem königlichen Herrn treu ergeben und bereit waren, ihre ganze Person für die Vertheidigung des Königthums einzusetzen. Ich gedenke hierbei vor allen an den Minister von Hodelschwingh, den ältern, welcher von allen Seiten als eine der ersten Stützen des preussischen Beamtenhums anerkannt war; an den General von Thile, welcher von Sr. Majestät dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. oft scherzweise als der Drache bezeichnet wurde, der die Schätze seiner Krone bewachte; an den Grafen Anton Stolberg, welcher mit der unbedingten Hingebung und Treue des Dieners die Wahrheit und Offenheit des Freundes vereinigte und an erster Stelle an unsern jetzigen kaiserlichen Herrn, von welchem Johannes Scherr in seiner Darstellung jener Tage mit Recht konstatiert, daß er der einzige gewesen, der zur rechten Zeit die rechten Mittel zu dem rechten Zwecke gewollt.

Um daher den Charakter jener Zeit wieder einigermaßen

in das Gedächtniß zurückzurufen, wird es nicht überflüssig sein, an einige besonders flagrannte Thatsachen zu erinnern, welche vorzugsweise geeignet sind, das Urtheil zu begründen: „allgemeiner Raunen!“ und „allgemeine Kathlosigkeit!“.

Was man auf den Straßen und öffentlichen Plätzen sah, das waren eben nur die Marionetten der Revolution, die von den eigentlichen Führern an nicht ganz unsichtbaren Drähten geleitet wurden, so daß man schon damals nicht mit Unrecht sagen durfte, daß zwar die „Emeute“ auf der Straße, die wirkliche „Revolution“ aber in dem königlichen Schlosse gemacht werde.

Es war das Verhängniß des hochseligen Königs, daß die frühere Art des Regiments die Selbständigkeit des Charakters und den Muth der eigenen Verantwortlichkeit sowohl in den hohen Civil- als Militärstellen gelähmt und daß deshalb der Monarch nur von wenigen Männern umgeben war, von denen überdies noch einige Frauenkleider trugen.

Nur dadurch ist es zu erklären, daß das königliche Schloß an jenem verhängnißvollen Tage einem Taubenhause gleich, in welches Jeder Eingang fand, und daß niemand ein Hinderniß entgegenstellte, mit den unehrerbietigsten und abgeschmacktesten Anträgen bis an die Person des Königs zu gelangen und dadurch die Einwirkung derjenigen zu paralytisiren, welche den verantwortlichen Rath der Krone bildeten.

Man traut heute seinen Augen kaum, wenn man sich daran erinnert, welche Perionen zu Sr. Majestät gelassen wurden und welche Vorschläge und Vorträge an denselben gebracht werden durften. Schon damals war man einigermaßen zweifelhaft über die Rolle, welche der damalige Chef der Berliner Polizei hierbei spielte, und es ist vielleicht nicht ohne Interesse heute daran zu erinnern, daß man wenigstens auf demokratischer Seite den Polizeichef als der Bewegung nicht feindlich betrachtete. Charakteristisch in dieser Beziehung wurde damals eine von dem Herrn von Minutoli an die Leiter der Zelteversammlungen gerichtete Aeußerung folpertirt, welche dahin lautete: „O nein, ich beabsichtige durchaus nicht den bisher geschehenen Versuchen, dem Könige Wünsche vorzutragen, irgendwie entgegenzutreten; ich würdige, wie ich schon gesagt, diese Bewegung, ich wollte Sie nur von den Absichten des Königs und den dadurch bestimmten Maßregeln der Polizei in Kenntniß setzen. Ich habe weder etwas gegen das Verbreiten der Adresse, noch gegen eine nochmalige Versammlung.“

Die Adresse, um welche es sich hierbei handelte, enthält die nachstehenden „Wünsche“: 1) Unbedingte Pressfreiheit; 2) vollständige Redefreiheit; 3) sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilten und Verfolgten; 4) Freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht; 5) gleiche politische Berechtigung aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntniß und Besitz; 6) Geschworenengericht und Unabhängigkeit des Richterstandes; 7) Verminderung des sieben-

den Heeres und Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer; 8) allgemeine deutsche Volksvertretung; 9) schleunige Einberufung des vereinigten Landtags. Die Absicht der Verfertiger ging dahin, diese Adresse dem Könige durch eine Massendeputation zu überreichen. Dieser Absicht mußte der Polizeipräsident auf Befehl entgegengetreten und einer gewählten Deputation, in welcher sich nach meiner Erinnerung u. a. die Herren Löwenberg, Dr. Lövinson und Dr. Oppenheim befanden, die Eröffnung machen, daß der König jede Mittel, welches die Polizei- und Militärgewalt biete, angewendet werden würde, die Ausführung einer solchen Absicht zu verhindern.

Man verstand damals diesen Rath: man schrieb sofort auf den nächsten Abend eine neue Versammlung an den Zelten aus. Die Polizei war, wie es in einer demokratischen Schrift heißt, mit dem Embryo der Revolution in Unterhandlung getreten. Noch deutlicher wurde diese Sprache an einem der folgenden Tage.

Eine zuverlässige Mittheilung bringt über das Auftreten des Polizeipräsidenten von Minutoli am Nachmittage des 18. März folgende nähere Details: Herr von Minutoli trat in die Wohnung des Revierkommisarius Kothe, Schützenstraße 10, aus dessen Fenster er mit vernehmbarer Stimme zu der Menge, unter welcher sich bereits mehrere mit Flinten und Säbeln Bewaffnete befanden, sagte: „Er habe im Interesse der gesammten Bürgerschaft den König beinahe fußfällig gebeten, die Truppen zurückzuziehen, allein es sei ihm abge schlagen worden und jetzt, nachdem er sich überzeugt, daß die Bürger gesonnen wären, sich auf Tod und Leben zu schlagen, fordere er die sämmtlichen Anwesenden auf sich zu bewaffnen, er selbst wolle sie nach dem Schlosse führen, um dem Könige, der von unwissenden Rathgebern umgeben sei, die ihm nur von einem Straßenanlauf des niedrigen Pöbels sprächen, zu zeigen, daß die gesammte Bevölkerung Berlins im Aufstand, daß die Revolution im vollen Anzuge sei. Er, der Präsident, wolle sich an die Spitze der bewaffneten Bürger stellen, er wolle seine Brust den Angeln der Soldaten zuerst darbieten, damit ihn die, welche ihm folgten, nicht für einen Verräther halten möchten; die Sache der Bürger sei jetzt die seine, sie sei es von jeher gewesen!“ Man rief ihm auf der Straße ein lautes Lebhoch!

Es tritt hinzu, daß diese einigermaßen undurchsichtige Stellung gegenüber der revolutionären Bewegung keineswegs auf die Berliner Polizei beschränkt war, sondern daß ein nicht unwesentlicher Bruchtheil der städtischen Behörden sowohl von Berlin als an anderen Orten sowie der preussischen Bureaucratie überhaupt innerlich mit den politischen und gesellschaftlichen Postulaten derselben sympathisirte und dadurch Urtheil und Action sowohl nach oben als nach unten verwirrte.

(Fortsetzung folgt.)

Die zoologische Station zu Neapel.

Von Dr. D. Brauns.

Gewiß ist es keine allzu gewagte Behauptung, daß unter den Naturwissenschaften die Lehre von den lebenden Wesen und besonders die Zoologie anregend auf die übrigen einwirkt, ja daß sogar auf unser geistiges Leben überhaupt ein ähnlicher Einfluß von jenem Zweige des Wissens ausgeht. Seit dem vorigen Jahrhundert sehen wir unausgesetzt eine derartige Wirkung; und wenn Linne und Cuvier, an welche sich zwei der Hauptstadien der Entwicklung der Zoologie knüpfen, epochemachend in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt waren, so dürfen wir nicht minder Linnés Vorläufer, welche bereits wirksam den Aberglauben bekämpften und nützliches Wissen verbreiteten, und ganz besonders den modernen Vertretern der Zoologie einen großen Einfluß auf unsere ganze Bildung zusprechen. Dies gilt für die Neuzeit wenigstens, seit man den Standpunkt Cuviers verließ und begann, nicht blos dem äußeren und inneren Bau der entwickelten Thiere, sondern auch dem Gange der Entwicklung, dem Eileben, den Formen,

welche die noch unfertigen Thiere durchzumachen haben, Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man kann wohl sagen, daß die Zoologie die erste Wissenschaft war, welche das Werden der Dinge in größerem Maßstabe ins Auge faßte und damit auch über ihre Grenzen hinaus Erhebliches leistete. In ihrem Bereiche aber gab das Studium der Entwicklungsgeichichte ganz neue werthvolle Gesichtspunkte für das Verständniß der Thierformen, für ihren Zusammenhang und für die naturgemäße Eintheilung der fast unermeßlich großen und vielgestaltigen Thierwelt.

Einen kleinen Einblick in die Fülle von Stoff, welche durch die Entwicklungsgeichichte der Thiere uns geboten wird, mag der Hinweis auf die mannigfachen Thierformen geben, welche man früher für entwickelte Thiere hielt und, meist an unpassender Stelle, neben gewisse andere Thiergattungen stellte, welche aber nur besondere, vom erwachsenen Individuum derselben Art äußerlich oft sehr abweichende Jugendzustände, sogenannte Larven, sind, wie wir sie von Schmetterlingen als

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11. VI. 70.

Raupen, von Blattläfern als Engerlinge, von Fliegen als Maden kennen. Noch verwickelter aber ist ein anderes Geſetz, das für manche der niedriger organisirten Abtheilungen des Thierreiches gilt, das des Generationswechsels. Bei diesem erlangt das aus einem Ei kriechende Thier überhaupt nicht die Fähigkeit, wiederum Eier hervorzubringen; es erlangt auch die Gestalt des geschlechtlich fortpflanzungsfähigen Thieres nicht, vielmehr stirbt es, nachdem es Sprossen oder Keime oder in einem inneren Behälter, einem Keimtschlauche, ihm ähnliche oder auch abweichende, feststehende oder sich löstlösende Thiere durch einfache Knospung hervorgebracht hat, und erst diese — oder in manchen Fällen erst die Sprossen einer zweiten, dritten oder noch späteren Generation — besitzen mit der Gestalt der Eier legenden Thiere wieder die Fähigkeit, Eier hervorzubringen, also die Geschlechtsreife. Man hat bereits sehr zahlreiche Beobachtungen gemacht, nach welchen zu manchen Arten von Quallen feststehende Polypen als unentwickelte Glieder der Generationsreihe gehören, mit jenen zusammen also zu einer Thierart zu rechnen sind, und es wird mit gutem Grunde vermutet, daß noch für viele andere Quallenarten die Polypenformen, für manche Polypen die geschlechtlich sich fortpflanzenden Quallen zu entdecken sein werden. Es mag hier beiläufig erwähnt werden, daß unser Dichter Chamisso auf seinen weiten Seereisen das erste und vielleicht schönste Beispiel dieses Generationswechsels — an der Satpe, einem Manteltiere, zu den niederen Weichthieren gehörig — entdeckte, und daß dann Steinstrup und andere die Lehre von diesem Generationswechsel weiter ausdehnten und fester begründeten. Ferner erinnern wir nur im Vorübergehen daran, daß die Insekten auch für diese Form der Fortpflanzung ein Beispiel liefern; die Blattläuse kriechen aus dem Ei nicht aus, um gleich ihren Eltern geschlechtsreif und geflügelt zu werden, sondern sie bleiben ungeschlechtsreif und sind nur mit einem Keimtschlauche versehen, in welchem sich durch Sprossung neue Individuen erzeugen, zunächst wieder ungeschlechtsreif, ungeschlechtlich und erst nach einer gewissen Reihe von Generationen die geflügelten, geschlechtlichen, welche sich anderen Insekten gleich durch Eier fortpflanzen.

Die Durchgänge, welche sehr viele Thiere, in der That oft ganze Klassen und Ordnungen, durch Larvenzustände durchmachen, schließen sich den Fällen von Generationswechsel in mancher Hinsicht an; nur erlangt hier jedes Thier, sofern es nicht vorzeitig zu Grunde geht, die Geschlechtsreife. Auch von der großen Ausdehnung dieser Art der Entwicklung hatte man, obwohl man sie bei der Mehrzahl der Insekten und sogar bei den Fischen schon frühzeitig kennen lernte, doch bis vor kurzem keine Ahnung. Jetzt weiß man, daß ganze Gruppen von Krebs-thieren, früher für besondere Thiere gehalten, nur Larven anderer sind; z. B. die länger geschwänzten Jungen der Krabben, die Phyllozomen, welche als jugendliche Geißeltreibe erkannt sind; man weiß, daß es junge Neunaugen sind, welche man früher wegen des Fehlens der Saugscheibe und wegen der verdeckten Augen für eine besondere Abtheilung der Klasse der Fische hielt und mit besonderem Namen belegte; man weiß endlich, daß alle Stachelhäuter (Echinodermen), die Seeigel, Seeferne u. dgl., Larvenzustände durchmachen.

Schon diese wenigen Beispiele werden genügen, von der Menge neu entdeckter Thatfachen einen Begriff zu geben, welche die Zoologie meist erst nach Ueberwindung unabsehbarer Schwierigkeiten uns gebracht hat, und welche ihrerseits den Einblick in das Werden, in den ewigen Kreislauf der Natur erst recht vertiefen und bis in die feineren Einzelheiten verschärfen. Zugleich aber zeigen dieselben, wie es gerade das Meer ist, welches die meisten dieser Räthsel in sich birgt. Besonders seit der Zeit, daß man die große theoretische Wichtigkeit der niederen und niedrigsten Thierformen erkannt hat, tritt die zoologische Ausbeutung der Meere, der Fundstätte der meisten Fische, Krebs-thiere, Weichthiere, aller Stachelhäuter, fast aller Polypen- und Quallen-thiere und Schwämme, sowie ganzer Abtheilungen der Würmer und der vielerlei mikroskopischen Thiere, mehr und mehr in den Vordergrund. Die Lebensthätigkeiten, die Funktionen des Athmens, des Herzschlages, der Verdauung und Absonderung, der Sinnes- und Bewegungsorgane, endlich die

Fortpflanzung aller dieser Seethiere ist eben nur am Meere, nur inmitten der Fälle des von ihm gebotenen Materials zu studiren, eben so aber eine systematische Vergleichung der einzelnen Arten und die Feststellung des Vorkommens derselben an bestimmten Orten nur dort möglich.

Daher erklärt sich zur Genüge die große Anziehungskraft, welche von jeher und mehr als je seit den neuesten Fortschritten der Zoologie das Meer für die Forscher gehabt hat. Vor allen anderen Meeren aber war das an Thieren jeder Abtheilung reiche Mittelmeer und innerhalb desselben wieder die in seinem Centrum belegene Küste Italiens und Siciliens ein Sammelpunkt der Zoologen. Es ist nicht zu verwundern, daß gerade die Deutschen, welche größtentheils fern vom Meere im Binnenlande wohnen, besonders stark von den Gestaden der südlichen Meere angezogen wurden, und eben so wenig darf es uns daher überraschen, daß es ein Deutscher, Dr. Dohrn, ist, welcher den mannigfachen Uebelständen abzuwehren bedacht war, mit welchen die reisenden Naturforscher nach ihrer lang ersehnten Aukunft an den Gestaden des Meeres zu kämpfen hatten. In der That muß man die Klagen derselben gehört haben, um die außerordentlichen Schwierigkeiten zu würdigen, welche ihnen aus den mangelhaften Vorrichtungen zum Beobachten und namentlich zum Aufbewahren des meist nur höchst mühsam beschafften Materials erwachsen.

Es war um das Jahr 1870, daß Dr. Dohrn, seit längerer Zeit in Neapel wohnhaft und mit allen diesen Schwierigkeiten vertraut, zu den langwierigen Verhandlungen behufs Erwerbung eines städtischen Grundstücks inmitten des Verlehrs und zugleich in unmittelbarer Nähe des Meeres schritt und sein nicht unbedeutendes Privatvermögen zum Aufbau eines großen Gebäudes bestimmte, welches den Zoologen aller Länder die umfassendsten Arbeiten ermöglichen und thünlichst erleichtern sollte. 1871 wurde das Fundament gelegt, gegen Ende des Jahres 1873 das große mit dem Institut verknüpfte Aquarium dem Publikum eröffnet und zu Neujahr 1874 die Station völlig in Betrieb gesetzt, zunächst mit siebzehn Arbeitstischen, mit jedem nöthigen Zubehör und mit Studienaquarien versehen, an welchen zoologische Forscher bereits vierundzwanzig Stunden nach geschickener Meldung sich beschäftigen können.

Der stattliche Bau besteht aus einem tief gelegenen Souterrain, einem Erdgeschosse von mäßiger Höhe und einem im Lichten an den Seiten etwa sieben Meter, unter der Mitte des ziemlich flachen Daches etwa neun Meter hohen Obergeschosse. Letzteres ist, wie landesüblich, an den drei der Sonne zugekehrten Seiten mit Loggien — den Außenwänden entlang belegenen, unter einander zusammenhängenden, nach außen offenen, nur durch Brüstungen abgeschlossenen und mit Bogen überdeckten Räumen — versehen, welche Schatten und Kühlung gewähren, zugleich aber dem Gebäude einen würdig-ornamentalen Charakter verleihen. Die Vertheilung der Gemächer ist folgende:

Im Souterrain befindet sich außer einem nicht überbauten, sondern nach der einen westlichen Seite hinausgeschobenen Maschinenraume von etwa 100 □ Metern mit Maschinen, Pumpen, Destillirapparat, Kohlen- und Cokeselag noch der eigentliche Kellerraum von etwa 700 □ Metern Größe, welcher drei Cisternen zu je 100 Kubikmeter Wasser, außerdem zwei Reservebassins, Räume zur Aufbewahrung der Aquarium-Glaskübeln, der Fischereiapparate und anderer Utensilien und eine Küche enthält. Das Röhrensystem liegt unter dem Boden, ist sehr komplizirt und ermöglicht die Verbindung und Hofirung aller einzelnen Behälter, so daß Reparaturen den Betrieb nicht stören. Ferner lassen Temperatur und Reinheit des Seewassers nichts zu wünschen übrig. Die ganze Wassermasse steht mit einer kleinen, im Maschinenraume befindlichen Cisterne in Verbindung, aus welcher Pumpen und Röhren das Wasser aufwärts befördern.

Das Erdgeschoss enthält die Haupttreppe und den Aquariumraum. In letzterem befinden sich rings um den allein 260 Meter betragenden Zuschauerraum die zahlreichen Bassins, westlich ein langes großes, in der Mitte einige kleinere, welche sämmtlich den ersten Zufluß erhalten, nördlich und südlich Reihen kleinerer

Bassins, in welche das Wasser aus dem etwas höher gelegenen westlichen Bassin über breite Mauern in dünner Schicht, so daß es viel Luft aufnimmt und lange atmenbar bleibt, successiv abfließt. In Folge dieser zweckmäßigen Anordnung und zugleich der sehr regen, oft zu regen Vegetation mikroskopischer Pflänzchen konnte die Circulation auf zwölf Stunden im Winter und auf sechs Stunden im Sommer ausgedehnt und mit großer Leichtigkeit, nöthigenfalls durch Menschenkraft, von den Maschinen beschafft werden. Ein kleines Eckzimmer — ein Laboratorium mit zwei Arbeitstischen und kleineren Studienbassins — ist in diesem Stock das einzige Zeichen der eigentlichen Bestimmung des Instituts. Jedoch haben die arbeitenden Forscher völlig unbehinderten Zutritt zu den Aquarien, und nur die Entnahme von Thieren aus denselben bedarf besonderer Genehmigung.

Die geräumige Haupttreppe führt in den oberen wichtigsten Theil des Gebäudes. In diesem liegt zunächst ein großer Saal an der Nordseite, der einzigen, an welcher der Raum nicht durch Loggien beengt zu werden braucht. Dieser Saal enthält außer vielen wohlbeleuchteten Studienaquarien zwölf Arbeitstische an seinen drei großen Fenstern, sechs unten und sechs oben auf eiserner Plattform. In gleicher Höhe mit dieser befindet sich eine Galerie, vorläufig zur Aufnahme der reichen Vordersammlung, später — da ein eigener Saal an der Südfront als Bibliothekzimmer eingerichtet wird — zur Aufstellung einer Sammlung der Seechier des Golfes von Neapel bestimmt. Die Nebenräume an den kürzeren West- und Ostfronten sind ganz und gar in zwei Stöcke getheilt und umfassen zwölf Zimmer mit Laboratorien und Studienbassins und mit Wohnungen für das Personal. Endlich finden sich noch unter dem Dache verschiedene Hochreservoirs, aus denen namentlich besondere Aquarien im großen Arbeitsaale für spezielle Untersuchungen reichlich mit frischem Wasser versehen werden können.

Es bedarf nur eines Hinweises auf die Nothwendigkeit fester Konstruktionen bei den sehr bedeutenden Belastungen, welche die Bestimmung des Gebäudes nothwendig macht. Außerdem war auf gute Ventilation zu achten, und diese Aufgabe ist so vollständig gelöst, daß trotz der überall vorhandenen Mengen von Wasser keine Feuchtigkeit der Wände zu bemerken und damit den Gesundheitsrückichten gebührende Rechnung getragen ist. In dieser Hinsicht ist noch von Wichtigkeit, daß die meisten Zimmer heizbar sind.

Die sehr mühevollen Leitung des Betriebes der Station liegt ebenfalls in den Händen eines Deutschen, des Dr. Csig. Den Verkehr mit den Fischern, die Füllung der Aquarien, die Führung der Journale über Fundort, Erscheinung u. d. Seechier besorgt ein Oesterreicher, Schmidlein; Bibliothekar und Konservator ist ein Italiener, Rossi, der außer dem Arbeitsmaterial und den Sammlungen des Instituts auch die Versendungen an auswärtige Anstalten zu besorgen hat. Ein Fischer ist eigens mit der Pflege der Thiere in den Aquarien, ein anderer mit der Sorge für die Boote und mit der Fischerei betraut. Nehmen wir dazu zwei andere, nicht in festem Solde stehende Fischer, zwei Diener des Laboratoriums, das Maschinenpersonal — einen Obermaschinenisten und zwei Heizer — einen Maurer, einen Hauswart und die zwei an der Kasse beschäftigten Damen, so haben wir ein Bild des ganzen regen Treibens in dem Institute.

Die Herbeischaffung des in zweckmäßigster Weise aufbewahrten lebenden Materials hat Dr. Dohrn nach dem Prinzip ins Werk gesetzt, daß nicht nur die augenblicklichen Zeitströmungen und die auf der Tagesordnung stehenden wissenschaftlichen Fragen, sondern die sämtlichen Spezialgebiete im ganzen Umfange der Wissenschaft berücksichtigt werden. Obwohl ein so weit gestecktes Ziel nicht mit einem Schlage zu erreichen war, finden doch die sämtlichen Forscher — mögen sie die Feststellung des zoologischen Systems oder die Lehre vom inneren Bau und von den Lebensverrichtungen, oder die Entwicklungsgeschichte der Thiere, oder die Kunde von der geographischen Vertheilung derselben sich zur Hauptaufgabe machen — im wesentlichen das, was ihnen nöthig, mit möglichst geringem Aufwande an Zeit und Geld.

Zur vollständigen Verwirklichung seines Programms hält

es Dr. Dohrn für sehr wesentlich, ein eigenes kleines Dampfschiff zur Verfügung zu haben, zu dessen Bedienung das vorhandene Personal ausreichen würde. Durch dasselbe würden fremden Forschern lehrreiche Excursionen auf das Meer ermöglicht, zugleich könnte man die besten Methoden des Fanges der Thiere und des Transportes anwenden und namentlich bestimmte Punkte zu zweckmäßigster Zeit und unabhängig von den Rücksichten der Fischer auf ihr Gewerbe besuchen. Durch alles dieses würde außerordentlich viel zur Verbesserung der Vorräthe in den Aquarien beigetragen werden. Wie verlautet, hat auch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin diesen Gründen des Dr. Dohrn Gehör gegeben und seinen Antrag auf Ueberweisung einer Summe von 18,000 Mark genehmigt, wogegen sie 10 Jahre lang einen Arbeitstisch der Station zu ihrer freien Verfügung hat.

Gewiß ist ein solcher Beschluß der Akademie um so mehr mit Beifall zu begrüßen, als das der Wissenschaft in so hohem Grade förderliche Unternehmen Dohrns doch in finanzieller Hinsicht sich immer noch in keiner blühenden Lage befindet. Wie es bei einem gänzlich neuen und ohne irgend ein Vorbild ins Leben getretenen Institute kaum anders zu erwarten, waren die Kosten für die ersten Einrichtungen unerwartet groß: zu den 200,000 Francs für den eigentlichen Bau kamen die Kapitalien für die Maschinen nebst Zubehör mit mehr als 50,000 und die für die Aquarien, Laboratorien und für die sonstige Ausstattung des Gebäudes mit mehr als 110,000 Francs hinzu, wobei z. B. die Glascheiben der Aquarien allein mit mehr als 30,000 Francs in Ansatz zu bringen waren, so daß das ganze Anlagekapital sich auf fast 370,000 Francs oder annähernd auf 300,000 Mark beläuft, immer wohl noch ein Veringertes gegen das viele, was dafür geleistet ist. Obwohl nun die unerwarteten Mehrausgaben durch namhafte Schenkungen — seitens der Regierung des deutschen Reiches zweimal 30,000 Mark, seitens englischer Naturforscher, lediglich aus deren Privatmitteln 20,000 Mark — ziemlich gedeckt sein dürften, so ist doch für den Rest, im wesentlichen aus Dohrns Privatvermögen bestehend, eine Verzinsung erforderlich, zugleich aber ist der Ausgabebetrag, wie nicht zu vermeiden, ein ziemlich hoher — 40,000 Francs an regelmäßig wiederkehrenden jährlichen Ausgaben, zu denen für die nächsten Jahre noch durchschnittlich 10,000 Francs hinzukommen. Dabei haben die Einnahmen des Aquariums, von welchen man die Deckung der sämtlichen Ausgaben erwartete, diese Höhe keineswegs erreicht; sie belaufen sich auf nicht viel mehr als 20,000 Francs pro Jahr, welchen Betrag man wohl als den normalen ansehen kann, ohne jedoch — im Fall größerer Kriege oder Epidemien den Fremdenzuzug mindern — mit völliger Bestimmtheit auf denselben rechnen zu können. Aus diesem Grunde wird beabsichtigt, die Zahl der Arbeitstische auf 24 und damit die bisher sich auf etwa 34,000 Francs belaufenden Einnahmen aus der Vermietung derselben auf 45,000 Francs zu erhöhen; hierdurch würden die Einnahmen sich soweit steigern, daß ein Reservefonds angelegt werden könnte, welchen Dr. Dohrn — schon für den Fall, daß ein Erdbeben die Glascheiben der Aquarien zertrümmerte — ferner bei Ausfällen in den laufenden Einnahmen, für unbedingt nothwendig erachtet.

Läßt demnach die finanzielle Seite des Unternehmens noch manches zu wünschen übrig, so dürfen wir mit voller Befriedigung auf die wissenschaftlichen Leistungen des jungen Institutes blicken. Diese Leistungen bestehen zunächst und vorzüglich darin, daß durch eine namhafte Anzahl zoologischer Forscher dort größere Untersuchungen angestellt sind, welche ohne das Institut den größten Schwierigkeiten begegnet und keinesfalls in so kurzer Zeit erledigt sein würden. Viele der Zoologen dehnten ihren Aufenthalt auf nicht mehr als sechs Wochen aus, eine Zeitdauer, die sie sonst kaum zur ersten Orientirung und Materialbeschaffung in den Stand gesetzt haben würde. Das Verzeichniß, welches von diesem Zweige der Thätigkeit der Station für die Jahre 1874 und 1875 Rechnung ablegt, umfaßt 46 Zoologen, 22 für das erstere, 24 für das letztere Jahr. Von jenen haben bereits 13, von diesen 2 Resultate ihrer Untersuchungen veröffentlicht. Unter den Schriften finden sich besonders viele eng-

fische,
rege
Wirb
Anorg
die de
derer
Gektr
Kontin
Zoolo
sonder
fühler
ersch
grupp
gegebe
mäßig
ländis
theitun
Fräße
sind,
Rante

Dampf-
das vor-
würden
Meer er-
s Fanges
amentlich
ngig von
t. Durch
der Vor-
tutet, hat
Gründen
auf Ueber-
wogegen
rer freien

so mehr
so hohem
manzieller
befindet.
u Vorbild
en, waren
groß; zu
die Ra-
s 50,000
e foustige
Francis
lein mit
n, so daß
ines oder
noch ein
wohl nun
entungen
al 30,000
us deren
u dürfen,
s Privat-
leich aber
lich hoher
jährlichen
schnittlich
ihnen des
ehen Aus-
e beliesen
e, welchen
ne jedoch
denzfluss
rechnen zu
ahl der
a 34,000
derselben
die Ein-
angelegt
Fall, daß
merte —
unbedingt

mens noch
er Befrie-
Institutes
ich darin,
sicher dort
s Institut
so kurzer
i ihren
Zeitdauer,
ialbeschaf-
erzeitnäh-
on für die
Zoologen,
men haben
ngen ver-
viele eng-



In die Stadt 'nein! Gemälde von Eggert.

fische, indem zu Beginn die Betheiligung der Engländer sehr rege war; dieselben verbreiten sich über die Entwicklung der Wirbelthiere überhaupt in ihren ersten Stadien, über die der Knorpelfische (Haie, Rochen, Seeläzen etc.) insbesondere, über die der Kopffüßler (Tintenfische, Kalmare, Pulpen etc.) und anderer Weichthiere, und über die physiologischen Wirkungen der Elektrizität. Allein auch von den Deutschen, welche das größte Kontingent (18) zu der Zahl der im Institute beschäftigten Zoologen stellen, sind bereits mehrere Untersuchungen über besondere Abtheilungen des Thierreiches — Saurwürmer, Kopffüßler, Schwämme — über den inneren Bau, die Lebenserscheinungen und die Entwicklung einzelner Thiere und Thiergruppen, z. B. über den Blutumlauf der Weichthiere, herausgegeben, während vieles andere in Aussicht steht. Verhältnismäßig stark ist die Betheiligung der Holländer (7); eine holländische Monographie beschäftigt sich mit der wichtigen Abtheilung der feststehenden niederen Krebsstiere, bei denen die Füße zu langen, mit Gelenken versehenen Schnuren verkümmert sind, den früher irrtümlich den Weichthieren zugerechneten Rankenfüßlern (Cirripediern), und insbesondere mit der un-

gestielten, fest angewachsenen Abtheilung derselben, den See-
eicheln.

Eine italienische Arbeit behandelt die in vieler Beziehung noch unvollständig bekannten Seeperdchen aus der Abtheilung der röhrenmäuligen Fische. Die Italiener sind überhaupt durch 4, die Oesterreicher durch ebenso viele, die Russen durch 6 Namen vertreten. Mag es immerhin für manche Gelehrte hindernd sein, daß sie beim Arbeiten im Institute nicht direkt von den Fischern ihr Material beziehen, daß sie nicht für sich selbst Sammlungen anlegen können, was selbstverständlich den Plan des Institutes zu sehr beeinträchtigen würde, so ist doch der großen Mehrzahl der Zoologen unbedingt damit weit mehr gedient, daß sie ohne alle weitere Vorbereitung sofort zu wissenschaftlicher Thätigkeit gelangen, daher auch, was für viele Fragen der Entwicklungsgeschichte von äußerster Wichtigkeit ist, die kurzen Osterferien erfolgreich zu ihren Arbeiten verwenden können.

Für das Verbot gesonderten Sammelns entschädigt ferner die zweite Seite der Thätigkeit des Institutes, die Lieferung von bestimmten Thierarten oder von den Vertretern bestimmter

Klassen, welche im Golf von Neapel vorkommen, an fremde Naturforscher und Lehrinstitute.

Das Verzeichniß der Naturaliensendungen, welche von der zoologischen Station bereits seit dem Jahre 1871 gemacht worden sind, ist ebenfalls ein reiches. Unter den verhandten Thieren wollen wir neben den größeren Sendungen aus allen im Golfe vorhandenen Abtheilungen des Thierreiches, sowie insbesondere aus der Klasse der Fische, aus dem Kreise der Mollusken, der Klasse der Stachelhäuter oder Echinodermen und insbesondere aus den selteneren Geschlechtern derselben, aus der Zahl der mikroskopischen Thiere vor allen die bereits zu Eingänge erwähnten Mantelthiere und das Lanzettfischchen (Amphioxus lanceolatus) hervorheben, über dessen anatomischen Bau auch eine besondere Abhandlung von einem der in der Station längere Zeit thätigen Deutschen vorliegt, für dessen gründlichere Kenntniß aber überhaupt das Institut von durchschlagendem Erfolge gewesen ist.

Wir erinnern daran, daß dieses Lanzettfischchen, von einem hochverdienten Zoologen des vorigen Jahrhunderts, Pallas, entdeckt und anfangs für eine Art Schnecke gehalten, gerade in neuester Zeit zu großer theoretischer Bedeutung gelangt ist. Es weicht so bedeutend von allen übrigen Fischen ab, zeigt so erhebliche Unvollkommenheiten im Bau, ohne dabei ein unfertiges, unentwickeltes Thier zu sein, daß man dieses eine Thiergeschlecht als Vertreter einer besonderen Klasse der Wirbelthiere anzusehen geneigt ist, einer Klasse, welche von entschieden niedrigerer Organisation als alle übrigen ist, z. B. nur einen länglichen Schlauch statt des Herzens hat, manche andere Unvollkommenheiten aber, das mangelhafte, nur knorpelige feste Gerüst für Kopf und Rückenmark, den unpaarigen Längengang, den Mangel an Fühllosien, die um das hintere Körperring ausgebreitete große unpaarige Flosse, mit den unvollkommensten der übrigen Fische, den Neunaugen, theilt. Der Amphioxus wird deshalb auch von den Anhängern Darwins für eine Thierform gehalten, welche denjenigen Formen sehr ähnlich sein müsse, durch welche die übrigen Wirbelthiere hin-

durchgingen, um sich zu den höher organisirten Formen zu entwickeln, und in der That ist und bleibt die Existenz gerade dieses sonderbaren Fischers allem Einsprüche zum Troge eine sehr beachtenswerthe Stütze für die Anschauungsweise der Darwinisten. Umgekehrt bieten die Mantelthiere, ziemlich niedrig stehende Geschöpfe aus dem Kreise der Weichthiere, in ihren Jugend- oder Larvenzuständen merkwürdige Aehnlichkeiten mit den Jungen mancher Wirbelthiere dar und sind deshalb von Darwin nicht minder für seine Theorie verwertbar.

Wenn es den ferneren Leistungen der Zoologie überhaupt und damit auch der zoologischen Station zu Neapel vorbehalten bleiben muß, uns in solchen schwierigen Fragen immer vollständigeres Licht zu verschaffen, so gehört auch die dritte Seite der Wirksamkeit des Institutes, die direkte Beobachtung, noch mehr der Zukunft als der Gegenwart an. Der Schöpfer der Station bemerkt selbst, daß größere Resultate in dieser Beziehung erst durch lange fortgesetzte systematische Thätigkeit zu erreichen sind, und es sind die immerhin schon nennenswerthen Bemerkungen über das Erscheinen und Vorkommen aller Arten von Seethieren an bestimmten Stellen nur zu gewissen Zeiten, über den Zeitpunkt und die Dauer der Fortpflanzungsperioden, welche das Institut veröffentlicht, zumest als ein schöner und namentlich auch in praktischer Hinsicht vielversprechender Anfang zu betrachten.

Nach allem diesem wird man wohl nicht zögern, dem Wunsche beizupflichten, daß die neapolitanische Station blühen und gedeihen möge. Diesem Wunsche schließt sich aber naturgemäß der zweite an, daß ein solches Beispiel bald Nachfolge im Leben rufen möge. Insbesondere wäre es zunächst für die zoologischen Forscher wichtig, im höheren Norden ähnliche Stationen zu finden, und ganz besonders tritt an uns Deutsche die Aufgabe heran, an unseren in vieler Beziehung hoch interessanten Küsten ähnliches zu unternehmen. Hoffen wir daher, daß die Projekte zoologischer Stationen in Kiel und auf Helgoland, welche bereits Gegenstand der Besprechung sind, in nicht zu ferner Zeit verwirklicht werden!

Am Familientische.

Die Deutschen in Singapore.

Von Oswald Lohm.

Singapore, Ende August 1877.

Es war im März dieses Jahres, die Heimat hatte noch nicht den Wintermond abgelegt, als ich von Europa Abschied nahm, um das Leben in der Metropole des deutschen Reiches mit einem voraussichtlich mehrjährigen Aufenthalt in Singapore zu vertauschen.

Kann man sich ein lieblicheres, freundlicheres Bild denken können, als sich bei der Ankunft meinen überladenen Koffer darbot. Zwischen eng zusammen tretenden, in vollentwickeltem Schmelde einer üppigen Vegetation prangenden Ufern bewegte sich langsam der Dampfer auf der stillen glatten Wasserfläche, die hier und da mit kleinen felsig geformten Booten besetzt war. Vom blauen Himmel herab lachte die Sonne und goß ihr flüssiges Gold auf das sprossende Grün und das dicke Blattwerk hochstämmiger Bäume. Dann und wann blühten schüchtern aus dunkelgrünem Mangrovegebüsch vereinzelte Wohnhäuser hervor, deren weiße Mauern und Säulenhallen von den lichten Strahlen des Tagesgestirns blendend hell beleuchtet wurden.

Der aus Europas nördlicherer Zone kommende Fremdling glaubt beim Anblick dieses Landes, das sich allerdings an dieser Stelle im schönsten Gewande präsentiert, den Garten Eden vor sich zu haben. Der erste entzückende Eindruck verflucht jedoch allmählich, sobald man seinen Fuß auf die Insel gesetzt hat und sich von einem der zahlreich vorhandenen, mit feurigen farnartigen Bäumen bespannten Gefährte nach der Stadt bringen läßt. Wohl mit die Aufmerksamkeit, bevor man die Häuser der Stadt erreicht, überall, wohin man schaut, theils durch das primitive Ansehen der aus Holz, Stroh und Mäthern hergerichteten Hütten der Eingeborenen und Chinesen, noch mehr durch die uns fremdartigen Gestalten dieser dunkelhaarigen resp. begehnten Bewohner gefesselt; jedoch wirt die Stadt selbst, welche durch die nach vielen Tausenden zählenden Chinesen wesentlich das Gepräge einer chinesischen Stadt erhalten hat, ernüchternd.

Man hat Singapore (Singapura), auf dessen Boden im Jahre 1819 zum ersten Male die britische Flagge aufgehißt wurde, nicht mit Unrecht ein ethnographisches Museum genannt; denn es gibt wohl keine zweite Stadt der Welt, die eine so kosmopolitische sprachverchiedene Bevölkerung aufzuweisen hätte, als diese Stadt des fernsten Ostens. Hier sind in buntem Durcheinander Angehörige der verschiedensten europäischen und asiatischen Nationen, ein Gemisch von Ständen,

Sitten, Anschauungen und Gebräuchen, wie es mannigfaltiger gar nicht gedacht werden kann. Der belebteste Theil der Stadt ist der Commercial Square, der die bedeutendsten europäischen Geschäftshäuser einschließt. Hier findet ein tägliches Zusammenströmen von Chinesen, Malayen, Klings, Perfern und Arabern statt. Die verschiedensten Religionen begegnen sich; der Bari aus Bombay und der bengalische Baba mischt sich mit Christen, Juden, Mohammedanern, Indern und Buddhisten. Von dem einfachen, um die Linden geschlungenen Tuche, Sarong genannt, welches die einzige Kleidung der Eingeborenen ist, bis zu dem langen Gewande des mohammedanischen Hadji sind hier fast alle Trachten vertreten.

Unter der so verschiedentlich gemischten Bevölkerung nehmen natürlich die Europäer trotz der verschwindend geringen Anzahl die erste Stelle ein.

Neben den Herren der Insel, den Engländern, haben sich ercentlicher Weise die Deutschen, deren Zahl ca. 100 beträgt, volle Geltung verschafft, wie denn überhaupt das deutsche Element seit den letzten großartigen politischen Ereignissen uneres Vaterlandes im Auslande gegen früher ein wesentlich anderes Ansehen genießt.

Die hiesigen Landsleute, zu denen Hamburg ein zur Theil stellt, sind zumest Zubehörer bedeutender, wohl renommirter Geschäfte mit dem nöthigen Anhang „junger Leute“, welche lehrte, gleich ihren Kränzelpalen, auf großem Fuße zu leben wissen. Das gesellschaftliche Leben der Deutschen konzentriert sich in dem seit ungefahr 20 Jahren bestehenden deutschen Klub, dem auch die hiesigen Schweizer wie einige Holländer als Mitglieder angehören. Billard, Kegelspiel und eine reiche Auswahl von Tageszeitungen und Journalen gewähren genügende Unterhaltung. Auch der deutsche Stot hat hier eine Stätte, wie auch deutscher Gesellenzunft keinen Weg in die Aequatorzone gefunden hat. Wenn die Schleier der Nacht bereits die Insel bedecken, dann hört man hier häufig aus dem von Wuchwerk umschlossenen Klubgebäude bei munterem Klänge der Gläser deutsche Lieder ertönen. Hin und wieder lodt eine Ballfestlichkeit die gesammte fashionable Welt von Singapore nach den bei solchen Gelegenheiten glänzend erleuchteten Räumen, und trotz Aequatorhöhe wird nach den Klängen des Donauwalzers wader getanzt.

Alle unsere Stadt waffrenden Landsleute finden im Klub freis gesellschaftliche Aufnahme, und die Offiziere der deutschen Kriegsschiffe, welche auf ihren Reisen in den ostasiatischen Gewässern die Insel besuchten, werden dies Zeugniß bekräftigen.

Die deutschen erwidern willigst... Der einig... bededen... ernten... l'Europ... durchpaß... Java, W... Das wöchentl... gemöbli... Europa g... jedesmal... Point de... Singapor... Nachrich... einem Pa... Flaggens... eingelan... der erdb... erdhell... unerer... das son... Aud... größer... den Auf... dann ein... des letz... dem Mühl... länd... T... dann und... großen... mit ihre... Eigenma... nennungs... Der... führen de... des Tage... Sonne... eigene... läßt die... und gibt... Rendqu... Schm... Nacht, un... kalten... Rauschen... rühmens... ausmach... des Lebe... schönen... Auch... nichterne... die Mond... Ich bin... Köhen un... der wollen... mandeln... Unfer... die Zeit... auf dem... Da haben... in die tie... möglich... ferer m... Bedingun... stopische... neue Woc... als von a... die Stern... gemacht... dem Dunk... Kreis der... Netore a... langgezog... selben Str... einer Bern... Ueberreich... Bohnen...

Die Interessen der Deutschen finden durch den Vertreter des deutschen Reichs, den Komml Dr. Bieber, der mit ansehnlichem, nie ermüdendem Eifer sein Amt verübt und dessen liebenswürdige Bereitwilligkeit, jedem Rath und Unterstützung zu gewähren von allen Landesleuten gerühmt wird, wirksam Schutz.

Der größte Theil der Europäer hat seine Wohnungen auf den in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen, mit reichem Baumwuchs bedeckten Hügeln. Nur diejenigen, die sich eines eigenen Herdes nicht erfreuen, haben sich in dem geräumigen, weithin bekannten Hotel de l'Europe, dessen Wirth ein Deutscher ist, niedergelassen. Das Hotel, am Meeresstrande gelegen, bildet auch ein Absteigequartier für die durchreisenden Fremden, die aus Europa, China, Japan, Australien, Java, Manila kommen.

Das Hauptereigniß der Woche bildet hier die Ankunft des allwöchentlich nur einmal aus Europa eintreffenden Postdampfers, die gewöhnlich mit dem Zeitpunkt der Weiterreise der aus China nach Europa gehenden Post auf den gleichen Tag zusammenfällt. Nach dem jedesmal telegraphisch gemeldeten Wegange des Postdampfers aus dem Hafen von Canton läßt sich das voraussichtliche Eintreffen desselben in Singapur berechnen, und jedermann paßt an dem Tage, der neue Nachrichten von der Heimat bringen soll, erwartungsvoll nach der auf einem Fort angebrachten und die Ankunft von Schiffen ansehenden Flaggenstange. Die gespannte Erwartung, die dem Ausgehen der neu eingelaufenen Briefe und Zeitungen entgegengebracht wird, vereint mit der erhöhten Thätigkeit, welche die Abfertigung der für den Mutterort bestimmten Korrespondenzen erfordert, gibt der Geschäftswelt unserer Stadt jedesmal einen förmlich feierhaften Aufschwung, der das sonst matt pulsirende Leben immer wieder aufricht.

Auch in den Hotels macht sich an solchen Festtagen eine viel größere Regsamkeit bemerkbar. Die Passagiere der Dampfer benutzen den Aufenthalt dieser zu einer Exkursion nach der Insel, der sich alsdann eine Mast und das Dinner im Hotel anschließt. Der Speisesaal des letzteren ist alsdann dicht gefüllt. In den langen Tischen unter dem köhligem aufsteigenden Rauch sitzen im bunten Durcheinander Engländer, Deutsche, Holländer, Franzosen, Spanier, Italiener, auch wohl dann und wann Japanesen, Chinesen und Siamesen, umgeben von der großen Zahl der Diener. Die Vermengung so vieler Nationalitäten mit ihren verschiedenen Sprachen und den verschiedenen nationalen Eigenschaften gibt zu den interessantesten Beobachtungen und Wahrnehmungen Gelegenheit.

Der Mangel an Vergnügungen und Zerstreuungen, wie sie die großen Städte Europas bieten, als da sind Theater, Konzerte u. s. w., führen den einzelnen Europäer hier mehr zur Abgeschlossenheit. Ist des Tages Laß und Dige getragen oder verchlaffen und neigt sich die Sonne zum Untergange, so ist unvergleichlich schön, nur dem Süden eigene Farbenspiel am westlichen Himmel hervorzuheben, dann verläßt die feine Welt beiderlei Geschlechts die Strandhäuser und Bärenhäus und gibt sich in eleganten Equipagen am Lande des Meeres ein Rendezvous, um die frische wohlthunende Seebreeze zu genießen.

Schnell folgt dem Scheiden des Tagesgehirns die Dunkelheit der Nacht, und jetzt beginnt der Tropenhimmel seine ganze Pracht zu entfalten. Ein abendlicher Spaziergang längs des Meeresufers bei dem Manischen der Bogen unter dem goldenen Sternenzelt gehört zu den rühmlichsten Genüssen. Was jedoch den höchsten Reiz der Tropen ausmacht, was uns für die sonstigen gesellschaftlichen Entbehrungen des Lebens in der Fremde entschädigt, das sind die unvergleichlich schönen Mondscheinmächte.

Auch wenn der Sinn für poetische Stimmungen abgeht, auch ein nüchternes kaltes Gemüth wird sich dem geheimnißvollen Auser, den die Mondscheinmächte des tiefen Südens ausübt, nicht entziehen können. Ist hier oft noch im Winternacht der Schwüle des Zimmers entsetzt und hinausgerast ins Freie, um in der von silbernen Lichter der vollen Mondscheibe übergoßenen Landschaft unter Palmen zu lauswandeln.

Die Monde des Mars.

Unsere Zeit ist in astronomischer Beziehung mehr oder weniger die Zeit der Ueberraschungen, denn seit etwa zwei Jahrzehnten drängt auf dem weiten Gebiete der Himmelskunde eine Entdeckung die andere. Da haben wir zuerst die Spectralanalyse, jene treue und endlose Sonde in die tiefsten Tiefen des Raumes, die jene treue und endlose Sonde in die tiefsten Tiefen des Raumes, die jenseit der fernen Himmelskörper mit der größten Juerlässigkeit nachweist, unter der einzigen Bedingung, daß diese Weltkörper nur hell genug sind, um die spectroscopische Methode überhaupt anwenden zu können. Raum war dieser neue Zweig der Physik auf astronomischem Felde heimisch geworden, als von anderer Seite die wichtige Entdeckung der wahren Rolle, welche die Sternschnuppen im großen Organismus des Sonnensystems spielen, gemacht wurde. Diese geheimnißvolle Erscheinung trat, Dank der scharfsinnigen Untersuchungen des Italiensers Schiaparelli sofort aus dem Dunkel ihres bisherigen schweigmäßen Auftretens, in den großen Kreis der erkannten Gesetzmäßigkeit der Natur. Man lernte die Meteorite als ungeheure Schwärme kleiner Körperchen kennen, die in langgezogenen Bahnen die Sonne umkreisen, ja in vielen Fällen dieselben Straßen im Weltraum ziehen wie gewisse Kometen, so daß an einer Verwandtschaft beider nicht gezweifelt werden kann. Nicht mindere Ueberraschungen boten die sogenannten kleinen Planeten zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter. Schon in der ersten Hälfte der fünf-

ziger Jahre wußte man, daß deren Anzahl nicht gering sei, kannte man doch damals schon mehr als 30 derselben. Niemand würde aber geahnt haben, daß zwanzig Jahre später deren Zahl auf 175 gestiegen sei, ohne daß sich auch nur eine Spur von Abnahme im Aufsuchen neuer Planeten dieser Art zeigte! Niemand würde damals geglaubt haben, daß die Bahnen dieser kleinen Weltkörper so durcheinander verschlungen sind, daß die größte Wahrscheinlichkeit gelegentlicher Zusammenstöße vorhanden ist, ja die große Menge dieser Weltkörper vielleicht durch frühere Berührungen hervorgerufen worden ist. Wollten wir in ähnlicher Weise das Feld des eigentlichen Fixsternhimmels durchmustern, so würden wir auch hier einer Menge überraschender neuer Aufschlüsse begegnen, welche die Astronomie in den beiden letzten Jahrzehnten erlangt hat. Auf diese Weise ist die jetzt lebende Generation der Forscher und der zahlreichen Freunde der Sternkunde an rasche und überraschende Fortschritte auf dem Gebiete der Beobachtung gewöhnt, und die Zeit liegt sehr weit hinter uns, in der ein verdienstvoller Astronom, Valande, den Doppelstern-Entdeckungen Herschels gegenüber behaupten konnte: wir glauben nicht an dergleichen Dinge! Aber trotzdem suchte doch ein ungläubiges Pöckeln über das Gesicht mancher Astronomen, als vor kurzem der transatlantische Telegraph die kurze Nachricht nach Europa brachte: „Professor Hall hat zwei Monde des Mars entdeckt.“ Diese Notiz wurde von den meisten politischen Tagesblättern in den „Bemerktesten Nachrichten“ gebracht und von Hunderttausenden gleichgiltig bei allen hervorbrachte, die auf dem Felde der Astronomie zu Hause sind. Es ist wahr, wäre aus Amerika die verbürgte Nachricht gekommen, man habe mit einem der dortigen Teleskope auf dem Monde ein großes Gebäude entdeckt, so würde sie von den meisten Astronomen ziemlich kaltblütig aufgenommen worden sein; aber die Nachricht, Mars besitze zwei Trabanten, brachte jedes astronomische Gemüth in Aufregung.

Der Leser wird fragen: Warum? Ich will deshalb versuchen, in möglicher Kürze klar zu machen, weshalb die Entdeckung der Marsmonde für die beobachtenden Astronomen eine außerordentliche Ueberraschung gewesen ist.

Bekanntlich umkreist unsere Erde die Sonne, aber außer ihr gibt es noch eine Anzahl anderer großer Weltkörper (Planeten), die ähnliche Bahnen, bald von größerem, bald von kleinerem Umfange, um die Sonne beschreiben oder mit anderen Worten, von denen einige der Sonne näher stehen, andere weiter von ihr entfernt sind als unser Weltkörper. Der Sonne näher befinden sich: Merkur und Venus, weiter von ihr entfernt, also jenseits der Erdbahn, circuliren Mars, die kleinen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Wenn auch die Entfernungen dieser Planeten sowohl von einander wie von der Sonne sehr beträchtlich sind und nach Millionen Meilen zählen, so erweisen sie doch gering im Vergleich mit den ungeheuren Dimensionen, in welchen sich die Fixsterne (deren jeder eine Sonne wie unsere Sonne ist) befinden. Nachdem daher im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts das Fernrohr erfunden worden, wandte man es zunächst vorzugsweise zur Beobachtung der damals bekannten Planeten an und machte sofort interessante Entdeckungen. Am 7. Januar 1610 entdeckte Galilei mittels eines kleinen und sehr unvollkommenen Fernrohrs, welches er eigenhändig konstruirt hatte, daß der Planet Jupiter von vier Monden umkreist werde. Mit Recht sah man in diesem „Jupiterstern“ eine Analogie des großen Sonnensystems und in dem damaligen Kampfe der Meinungen, ob die Erde sich um die Sonne bewege oder nicht, spielen die Jupiterstrabanten als Beweise für die Kopernikaner eine große Rolle.

Galilei unterrichtete auch den Planeten Saturn, der damals die Grenze des bekannten Planetensystems bezeichnete, aber er konnte bei diesem keinen Mond wahrnehmen. Erst 45 Jahre später gelang es dem Niederländer Huygens mittels eines selbstverfertigten Teleskops von 12 Fuß Länge, einen Mond des Saturn zu sehen und im Jahre 1671 entdeckte Cassini mit Hilfe eines für die damalige Zeit ausgezeichneten Fernrohrs von 17 Fuß Länge einen zweiten Mond des Saturn, im folgenden Jahre sogar einen dritten. Von Ludwig XIV nach Paris berufen, fand derselbe Cassini mittels Teleskopen von über 100 Fuß Länge im Jahre 1684 noch zwei weitere Monde des Saturn, und diese Entdeckungen erregten so großes Aufsehen, daß man eine Medaille darauf prägen ließ mit der Umschrift: „Saturni satellites primum cognitum.“ Heute genügt freilich schon ein chromatisches Fernrohr von 4 Fuß Länge, um diese Monde des Saturn zu sehen, aber für die damalige Zeit war ihre Entdeckung, durch die langen blasrohrartigen Instrumente Cassinis (bei denen das vordere Glas auf der Spitze eines Mastes angebracht war und der Beobachter das Ocular in der Hand hielt und so lange probiren mußte, bis er durch beide Gläser den gesuchten Stern sah) eine erstaunliche Leistung. Niemand dachte seitdem daran, daß Saturn möglicherweise noch mehr Satelliten haben könne, bis Wilhelm Herschel mittels seiner Kiefern-Teleskope von 20 und 40 Fuß Länge, welche an optischer Kraft die Cassinischen Instrumente hundertfältig übertrafen, noch zwei Monde des Saturn entdeckte, die aber so feine Lichtpunkte sind, daß nur sehr mächtige Teleskope sie zeigen. Im Jahre 1848 fanden endlich Bond und Lassell noch einen achten Mond des Saturn, der indes auch schwer sichtbar ist. Weiter als Saturn von uns entfernt befindet sich der Planet Uranus, den bekanntlich Herschel 1781 entdeckte. Trotzdem dieser Planet uns nie näher als bis auf 340 Mill. Meilen kommen kann, entdeckte man doch vier Monde, welche denselben umkreisen, die aber nur in Fernrohren ersten Ranges wahrgenommen werden können. Nicht

minder hat man bei dem 600 Millionen Meilen entfernten Neptun einen Mond erkannt. Dieser Reichthum derjenigen Planeten, welche weiter als die Erde von der Sonne entfernt sind (man nennt sie deshalb die „oberen“ Planeten), ist außerst charakteristisch, und nur so auffallender erdigen es daher, daß nur ein einziger dieser Planeten, der Mars, eine Ausnahme von der Regel zu machen und seinen Mond zu besitzen schien.

Mars steht von allen oberen Planeten uns am nächsten, so er kann in den günstigsten Tagen, wenn er um Mitternacht im Süden in Opposition steht, der Erde bis auf 7 1/2 Millionen Meilen nahe kommen. In diesen Tagen bietet er für große Teleskope einen außerordentlich interessanten Anblick dar, und zeigt so bedeutende Aehnlichkeiten mit unserer Erde, daß man wohl im Großen und Ganzen an eine Uebersetzung der physikalischen Zustände beider denken kann. Oder spricht es nicht hierfür, daß Mars an seinen Umdrehungspolen von großen weißen Zonen umhüllt ist, die je nach den dortigen Jahreszeiten größer und kleiner werden, in denen wir also wirtliche Eis- und Schneemassen annehmen müssen? Erinnert es nicht an unsere heimatliche Erde, wenn wir vernehmen, daß das Spectroskop in der Marsatmosphäre die Grenzlinie von Wasserdampf nachweist? Zeigt die Oberfläche des Mars nicht Felsländer und Meere ähnlich wie unsere eigene Erdoberfläche und dreht sich nicht die Marsugel auch in derselben Zeit um ihre Axe wie der Erdball? Alle diese und andere Uebersetzungen begründeten eine außerordentliche Aehnlichkeit zwischen Mars und der Erde; nur in einem Punkte erschienen beide Planeten verschieden: die Erde besitzt einen Mond oder Trabanten, bei Mars ließ sich nichts dergleichen nachweisen. Der ältere Herchel, der die beiden inneren Monde des Saturn entdeckte, hat mittels seiner großen Teleskope auch den Mars häufig und in günstigen Stellungen, als er der Erde sehr nahe kam, untersucht; er hat uns zuerst eine Art von Weltkarte des Mars geliefert, aber von einem Monde dieses Planeten niemals die geringste Andeutung wahrgenommen.

Auch später ist Mars in seinen Oppositionen wiederholt mit Instrumenten beobachtet worden, die denjenigen Herchels an optischer Kraft mindestens gleich waren, u. a. von Secchi in Rom, der zahlreiche Zeichnungen der Marsoberfläche lieferte, allein kein Beobachter fand die Spur eines Marsmondes. Zum Ueberschusse unternahm d'Arrest in Kopenhagen im Jahr 1862, als der Planet der Erde wiederum beträchtlich nahe kam, eine besondere Untersuchung der Umgebung desselben, mit der ausgesprochenen Absicht nach einem möglichen Monde vorzugehen, aber seiner Kleinheit und Lichtschwäche wegen bisher vielleicht noch nicht wahrgenommenen Monde des Mars zu suchen. Das Instrument, dessen er sich bediente, war dem berühmten zösischen Teleskop Herchels ganz unvergleichlich überlegen und nach seinen Leistungen eines der besten, die in Europa vorhanden sind. Allein d'Arrest konnte keinen Marsmond entdecken und er kam zu dem sehr richtigen Beschlusse, daß ein solcher Mond in einer Größe, die ihn den sonst bekannten, selbst kleinsten Planeten oder Monden, an die Seite legt, nicht vorhanden sei. Unser Mond besitzt einen Durchmesser von 468 Meilen; ein Marsmond, der nur den fünfzigsten Theil dieses Durchmessers hätte, würde den Nachforschungen von d'Arrest nicht entgangen sein, so selbst bei nur 4 Meilen Durchmesser hätte er sich zeigen müssen.

Ein Mond etwa von 50 oder 60 Meilen Durchmesser würde in den günstigen Marsoppositionen sicherlich schon in kleineren Fernrohren leicht gesehen werden können; das war nicht der Fall, ein noch kleinerer Mond tritt gegen alle bisherige Analogie, und so mag manchem die Untersuchung von d'Arrest wohl als ziemlich überflüssig erschienen sein. Aber die Natur liebt es nicht, sich selbst zu kopiren, das Unwahrscheinliche war das Richtige, und Mars, der keinen den übrigen an Größe vergleichbaren Mond zeigt und den man durchaus mondlos glaubte, zeigt sogar zwei Monde von miniaturartiger Kleinheit.

Diese Marsmonde sind in der That so klein, daß sie in den früheren Oppositionen mit den damals vorhandenen Fernrohren nicht gesehen werden konnten. Es bedurfte einer außerordentlich günstigen Stellung des Planeten gegen die Erde und dazu eines Fernrohrs von ungeheurer optischer Kraft, um diese Aewerze unter den Planeten zu erpäßen. Beide Bedingungen fanden sich im gegenwärtigen Jahre erfüllt; Mars kam der Erde näher als zu irgend einer Zeit seit 1845, und in Washington befand sich ein Fernrohr, das an optischer Kraft alle bis dahin jemals auf diesen Planeten gerichteten Objectivlinse von 26 Zoll im Durchmesser und eine Länge von 33 Fuß. Das größte an einer europäischen Sternwarte in Thätigkeit befindliche Fernrohr hat eine Objectivlinse von 15 Zoll Durchmesser, und verhält sich in Bezug auf Lichtstärke zu dem Washingtoner Instrumente ungefähr wie 1 zu 3. Man sieht, wie weit uns die Amerikaner in dieser Beziehung voraus sind, wobei noch hervorzuheben ist, daß die Herstellung großer Teleskope von 14 und mehr Zoll Objectivdurchmesser mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, daß man derselben erst in den letzten Jahren einigermaßen Herr geworden ist. Wollte gegenwärtig irgend jemand ein Fernrohr von 50 oder 60 Zoll Durchmesser der Objectivlinse herstellen lassen, so würde er wohl schwerlich einen

Opiker finden, der diesen Auftrag übernehme. Beiläufig bemerkt, liegt der Fall gegenwärtig vor, indem ein sehr reicher Amerikaner die Kosten eines derartigen Instruments tragen will, ohne bis jetzt den Künstler gefunden zu haben, der die Ausführung übernehmen könnte. Spiegelteleskope in so großen Dimensionen sind freilich leichter herzustellen, sie leisten aber beträchtlich weniger.

Mittels des Hiesigen Teleskops zu Washington beobachtete Professor Nath Hall in der Nacht vom 11. zum 12. August den Mars, als er nach 2 Uhr morgens in der Nähe des Planeten ein äußerst lichtschwaches Sternchen entdeckte, dessen Lage gegen den Mars er durch Messung bestimmte, da es ihm schien, als wenn dasselbe in Beziehung zu demselben stehe. Trüber Himmel verhinderte mehrere Tage hindurch jede Beobachtung und verlängerte die peinliche Ungeduld des Astronomen. Erst am 16. August gegen Mitternacht wurde der Himmel heiter; das Sternchen war noch in der unmittelbaren Nähe des Mars vorhanden, hatte diesen also seit dem 11. August begleitet. Zweifelhafte Beobachtungen zeigten die Bewegung des Trabanten deutlich, und am folgenden Abend hatte er fast einen vollen Umlauf um den Mars vollendet. In diesem Tage (nach bürgerlicher Rechnung am 18. Aug.) 4 Uhr morgens entdeckte Prof. Hall einen zweiten Satelliten, der dem Planeten noch näher steht und eine außerordentlich rasche Umlaufbewegung besitzt. Eine telegraphische Depesche an Herrn Alvan Clark, den Verfertiger des großen Teleskops, der ein zweites gleich großes Instrument seit kurzen vollendet und noch in Händen hatte, setzte diesen von der merkwürdigen Entdeckung in Kenntniß, und auch Clark gelang es, die beiden Trabanten zu sehen. Aus den bis zum 21. August fortgesetzten Beobachtungen sind bereits die Bahnen der beiden Monde berechnet worden. Niemand läuft der äußere Trabant um den Mars in 30 Stunden 11 Minuten, und seine Entfernung vom Marsmittelpunkte beträgt etwa 3000 Meilen, die Umlaufzeit des inneren Mondes beträgt 7 Stunden 38 1/2 Min., seine Distanz nahe 1300 Meilen. Zur richtigen Würdigung dieser Verhältnisse will ich bemerken, daß die Umlaufzeit unseres Mondes mehr als 27 1/2 Tage und seine Entfernung 61,800 Meilen beträgt. Man denke man sich einen Mond, der an jedem Tage dreimal um den ganzen Himmel läuft und dabei alle Vögelhohlen zeigt, die wir bei unserem Trabanten im Verlaufe des Monats erkennen! Dazu kommt die außerordentliche Nähe des inneren Marsmondes; wäre unser Mond nicht weiter von uns entfernt, so würden wir unter Umständen mittels der heutigen Teleskope Gegenstände von der Größe eines Menschen auf seiner Oberfläche wahrnehmen können. Was den Durchmesser des äußeren Mondes anbelangt, so läßt sich darüber nichts sicher sagen; im großen Teleskop erschien dieser Trabant als schwacher Lichtpunkt. Aus gewissen hier nicht zu erörternden Gründen, muß man schließen, daß dieser Mond höchstens nur 2 Meilen Durchmesser haben kann, wahrscheinlich aber noch viel kleiner ist — ein wahrer „Taschenplanet“. So hat also die diesjährige Marsopposition zu einer völlig ungeahnten Bereicherung unserer Kenntnisse geführt, zu einer Entdeckung, welche der am 23. September verstorbenen große Astronom Leverrier noch unmittelbar vor seinem Tode für eine der bedeutendsten astronomischen Entdeckungen der Zeit erklärt.

Dr. Klein.

Briefkasten.

J. G. in N. Nicht verwendbar. — G. A. in Göttingen. Viel zu spät. — V. P. in Zinnauer. Brief an Sie abgegangen. — J. in Zwickau. (Hildesheim). Dereliche Zeit. Es lag allerdings ein Irrthum vor, der durch die Correktur der Druckformel war. — V. P. in Pr. Das nicht interessant genug. — V. N. in Zsh. D. w. — Dr. Seb. in E. Der Erden hieb in der That nicht Panos, sondern Pa. a. a. a. a. a. Er wurde von Friedrich d. Gr. gestiftet, als Brief noch Krönung war. Es war eine seiner romantischen Leistungen wie bei Ludw. De la genouille. Die Deile des Paparsener gehöte Friedrich und wurde von ihm auf der nassen Welt getragen. — J. K. in Dr. Die Ozeanioner. Auch noch eine Antwort! Das ist für einen so unbesonnenen Mann aber doch ein wenig viel verlangt. — A. in Deutschen Fortbau. Es wäre hellen wollten. Hebräisch herrlichen Zeit. — Ein Deutscher in New-York. Es sind darüber Nachforschungen im Gange. — A. A. in A. Sie haben Recht, Es. A. Pantenus und Theodor Hermann sind ein und dieselbe Person. Letzterer Name war nur Schickselsname. — Tr. K. in E. Was sehr wichtiger Erklärung können wir nur Schickselsname. — Tr. K. in E. Was sehr wichtiger Erklärung können wir nur Schickselsname. — Tr. K. in E. Was sehr wichtiger Erklärung können wir nur Schickselsname.

Inhalt: Unser Graf. (Fortsetzung.) Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenus. — Ein Jagdausflug in Afrika. Von Dr. Falkenstein. — In dem Bilde: Ein unglücklicher Kampf. Von F. Specht. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. I. — Die geologische Station in Neapel. Von Dr. D. Braun. — In die Stadt! Gemälde von Eggert. — Am Familientische: Die Deutschen in Singapur. Von D. Lohan. — Die Monde des Mars. Von Dr. Klein.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenus in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Felsagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



XIV

Wie ihr beabsichtigt in einer ihrer Lieben mitten in die Tischchen zu stehen warm, und frey zu Beeth und viel Grund neue Gouvern vorlaut, wor, do allen in jedenfalls viel Oec unglückl. Neß gef — es ergriffen und zum gefallen, heftig un solche, so nich herf was sie unreich, Dr.